

Gedenkschrift

**ENTRECHTET -
ENTWÜRDIGT -
ENTWURZELT**

75 Jahre Deportation der Deutschen in der Sowjetunion



**Herausgegeben von der
Landsmannschaft
der Deutschen
aus Russland e. V.**

Nora Pfeffer

Die Ballade vom Besen

Die Dichterin, Publizistin und Übersetzerin Nora Pfeffer wurde 1919 in Tbilissi, Georgien, geboren, war ab 1992 in Deutschland und starb 2012 in Köln. Ihr autobiografisches Gedicht „Die Ballade vom Besen“ schrieb sie im Untersuchungsgefängnis von Tbilissi, in dem sie 1943-44 war, nachdem sie denunziert und vom NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) verhaftet worden war.

Ohne näher auf die konkreten Ursachen der Inhaftierung einzugehen, bringt das Gedicht in eindrucksvoller und berührender Weise die Trauer über das zum Ausdruck, was den Deutschen – und nicht nur ihnen! – in der Sowjetunion Stalins angetan wurde.

Woher konntet ihr wissen,
Hirsehalme,
was eure Bestimmung war,
als am silbernen Bach
der grüne Wind
euch umschmeichelte?

Woher konntet ihr wissen,
Hirsehalme,
was eure Bestimmung war,
als man euch
zum goldgelben Besen
zusammenband?

Und woher konntest du wissen,
Besen,
was deine Bestimmung war
in der grauen Trostlosigkeit
der finsternen Zelle?...

Da wurde sie hereingestoßen –
nach Mitternacht –
die sonnenblonde Frau,
schreiende Verzweiflung
in den Augenhöhlen...

Nachts
lauschte sie in die Dunkelheit,
und ihr Herz begann zu flattern
in namenloser Angst
bei den sich nahenden Stiefeln.

Und vor der Tür
verhielten die Schritte.
Ein Augenblick – Stille:
Zum Sprung holte aus
das reißende Tier:
Kurz – das Rasseln
des Schlüssels im Schloss!...

Und nach Stunden
wurde sie hereingeschleift...
Und nur der vergitterte Mond
strich für Augenblicke
mitleidig über die Erschöpfte...

Und schneckenhaft
krochen die Tage dahin,



Nora Pfeffer

da sie nicht schlafen durfte
nach der nächtlichen
Grausamkeit...

Und du sahest, Besen,
wie das Sonnengold ihres Haares
seinen Glanz verlor
und das Meeresblau
ihrer Augen
vergraute...

Und einmal hörtest du
ihre zerrissenen Lippen flüstern:
„Ich bring dir das Tannenbäumchen,
mein Kind,
ich hab's dir versprochen,
mein Kind!“

Und du ahntest,
dass der schleichende Wahnsinn
schon wieder mal
Einlass begehrte
in die düstere Zelle.

Und plötzlich wusstest du,
was deine Bestimmung war:
Die Ahnungslose zu retten
aus ihrer höchsten Not.
Und du wusstest auch – wie!

„Brich ein Stäbchen von mir ab“,
rauntest du ihr zu,
„tröpfle Wasser
aus dem irdenen Krug
auf den Tisch
und kratze den Dreck von ihm ab!“

Und sie brach ein Stäbchen ab
und tröpfelte Wasser auf den Dreck
und kratzte
und schabte stundenlang...
Und sie hatte eine Beschäftigung.

Und auf einmal war da
ein grellgelber Fleck.
Und sie brach
weitere Stäbchen ab
und kratzte und schabte
den Dreck vom Tisch...

Und es vergingen Tage,
bis sich der gelbe Fleck
über die ganze Tischplatte ergoss.
Und du sahst, wie ihre Augen
für Augenblicke
meeresblau schimmerten.

Und sie begann
den lehmigen Boden zu schaben.
Und darob vergingen Monate,
und dann war es ein kirschrot
lackierter Zementboden.

Und da verspürte sie
den Geschmack von Kirschen
auf den Lippen.
Kaum wahrnehmbar –
das Lächeln um ihren Mund...

Sie freute sich
am Rot und am Gelb...

Du, guter Besen,
hattest jedoch
keine Stäbchen mehr.
Aber –
du freutest dich sehr...

GEDENKSCHRIFT:

ENTRECHTET - ENTWÜRDIGT - ENTWURZELT

75 JAHRE DEPORTATION DER DEUTSCHEN IN DER SOWJETUNION

Impressum

© 2016

Herausgeber:

Landmannschaft der Deutschen aus Russland

Kontakt:

Landmannschaft der Deutschen
aus Russland e. V.
Raitelsbergstraße 49
70188 Stuttgart
Tel.: 0711-16650-0
Fax: 0711-2864413
E-Mail: Kontakt@LmDR.de
www.deutscheausrussland.de
www.facebook.com/LmDR.ev

Redaktion:

Hans Kampen, Nina Paulsen

Gestaltung:

Ilja Fedoseew

Fotos:

Archiv der Landmannschaft („Volk auf dem Weg“)
Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte
Detmold

Druckerei:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG

Herzlichen Dank an alle, die zur
Fertigstellung der Gedenkschrift beigetragen haben.

Gefördert durch das Bayerische Staatsministerium für
Arbeit und Soziales, Familie und Integration über das
Haus des Deutschen Ostens (München)

Inhalt

- 2 Nora Pfeffer: Die Ballade vom Besen
- 4 Waldemar Eisenbraun: Vorwort des Bundesvorsitzenden der
Landmannschaft der Deutschen aus Russland
- Geschichte**
- 5 Viktor Krieger: Vorgeschichte und Umstände der Deportation im Jahre
1941
- 10 Chronik: Deportation der Deutschen in der Sowjetunion
- Requiem**
- 12 Michael Disterheft: „In jenen Jahren“ – Requiem für alle Deportierten,
Verbannten und Ermordeten
- 20 Gottlieb Eirich: Mit Blut getränktes Brot
- Zeitzeugen**
- 21 Ilona Walger: Die Verbannung
- 24 Johannes Weiz: „In sechs Brigaden war nach einigen Monaten die Hälfte
der Männer tot.“
- 25 Emma Kromm: „Das zu überleben ist arg...“ – vergessene Tragödien
russlanddeutscher Familien
- 27 Edmund Goldade: Erinnerungen an die schwersten Tage meines Lebens
- 30 Willi Faber: Zwischen Hungertod und Erfrieren
- 31 Willi Faber: So nah und weit
- 31 Robert Leinonen: Der Rucksack
- 32 Woldemar Berger: Von der Wolga in die Verbannung
- 35 Maria Schefner: Gesprengte Kindheit
- 36 Nina Paulsen: Der Glaube half beim Überleben –
die „Psalmen-Schatulle“ der Anna Kasdorf
- 37 Reinhold Schulz: 342 Flicker zählte Alexander Boos
auf seiner „Fufaika“
- 38 Elvira Schick: Aus der Hölle zum Leben
- 39 Artur Schneider: Drei Schwestern – Schicksalsschläge mit
Geduld und Demut meistern
- 40 Valentina Spieß (aufgezeichnet von Sophie Wagner): Unter Bomben in die
Verbannung
- 43 David Geibel: Die Reise in die Ungewissheit
- 43 Reinhold Frank: Unsere Opfer
- 44 Rosalina Müller: Erinnerungen an meine Kindheit
- Kunst und Literatur**
- 46 Oskar Aul: „Russlanddeutsche Frauen in der Trudarmee“
- 46 Karl Betz: „Die Wolgadeutschen – ein Schicksalsweg“
- 47 Helmut Frelke: Mit der Kunst den Betrachter wachrütteln
- 47 Rosa Pflug: Schwarz waren die Zeiten
- 48 Johannes Gräfenstein: Kein Grab, kein Kreuz erinnert an die elendig
Verstorbenen
- 48 Isolde Hartwahn: Hoffnung, neben Leid, Schmerz,
Sehnsucht, Hunger und Hass
- 49 Kurt Hein: Bilder, die Geschichten aus der Kommandanturzeit erzählen
- 50 Günther Hummel: „Das Schicksal meiner Landsleute liegt mir in den
Knochen...“
- 50 Viktor Schnittke, Robert Weber: Gedichte
- 51 Viktor Hurr: Heimatverlust, Deportation und Zwangsarbeit im Mittelpunkt
- 51 Waldemar Weber: Gräber der Väter
- 52 Andreas Prediger: Mit der Kunst „auf die Pauke hauen“
- 52 Alexander Wormsbecher: Das Unrecht der Deportation beschäftigte ihn
bis zuletzt
- 53 Nikolaus Rode: Kunst zwischen Heimatfindung und Menschenwürde
- 53 Waldemar Weber: Hoffnung
- 54 Jakob Wedel: „Um dem Tod zu entrinnen, haben wir Kräuterwurzeln aus
dem Schnee gegraben.“
- 54 Viktor Schnittke: November 1942
- 55 Viktor Krieger: Eine Bilanz des Schreckens



Diese Maßnahme wird gefördert durch
Bayerisches Staatsministerium für
Arbeit und Soziales, Familie und Integration

Vorwort des Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Waldemar Eisenbraun

Nicht zufällig hatte die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland ihr 32. Bundestreffen am 4. Juli 2015 in Stuttgart unter das Motto „Von Hilfesuchenden zu Leistungsträgern“ gestellt. Wir brachten damit zum Ausdruck, dass sich die Deutschen aus Russland nach einem langen Leidensweg in der ehemaligen Sowjetunion und Schwierigkeiten der ersten Jahre nach der Wiederansiedlung in Deutschland zu einem Gewinn für unser Land entwickelt haben, wie durch sämtliche Untersuchungen bestätigt wird.

Dennoch verhindern nach wie vor bestehende Benachteiligungen seitens der Gesellschaft, dass meine Landsleute sich als wirklich gleichberechtigte Bundesbürger fühlen können. Erhebliche Rentenkürzungen aufgrund der Fremdrentengesetzgebung gehören ebenso dazu wie die mangelhafte bzw. völlig fehlende Anerkennung von in der ehemaligen Sowjetunion zurückgelegten Ausbildungsgängen bzw. mitgebrachten beruflichen Qualifikationen. Dagegen werden allzu leicht aus Verfehlungen Einzelner haltlose Vorwürfe gegen

die Gesamtheit der Deutschen aus Russland konstruiert.

Mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln ist die Landsmannschaft seit Jahrzehnten bemüht, gegen Missstände dieser Art vorzugehen - in ihren Publikationen, durch Stellungnahmen und bei Gesprächen mit Entscheidungsträgern.

Ebenso ist zu bedauern, dass die Geschichte und Kultur der Deutschen aus Russland nach wie vor nicht Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses der Bundesrepublik Deutschland sind. Ihre Geschichte und Kultur „finden nicht statt“ - weder im Schulunterricht, noch in den Medien, noch in der großen Politik.

Publikationen wie die vorliegende sollen daher dazu beitragen, diese Wissens- und Aufmerksamkeitslücken zu beseitigen. Unter Verzicht auf allzu trockene Analysen schildert sie die tragische Geschichte der Volksgruppe in den 30er, 40er und 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vor allem anhand von Zeitzeugenberichten sowie von künstlerischen und literarischen Darstellungen.

Mit dieser Publikation weisen wir aber ebenso wie im Rahmen unserer



Waldemar Eisenbraun

Gedenkveranstaltungen aus Anlass des 75. Jahrestages der Deportation der Deutschen in der Sowjetunion auf die Notwendigkeit einer Rehabilitierung der russlanddeutschen Volksgruppe durch die Russische Föderation als Nachfolgerin der ehemaligen Sowjetunion hin. Eine Rehabilitierung, die längst überfällig ist! Eine Rehabilitierung von Menschen, die ohne jede Schuld zu Opfern zweier Unrechtsregime wurden!

Waldemar Eisenbraun



Profil der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.

Die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland ist die älteste und größte Organisation der Volksgruppe in Deutschland und offen für alle Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion.

Der Verband wurde vor 65 Jahren als „Arbeitsgemeinschaft der Ostumsiedler“ gegründet und 1955 in „Landsmannschaft der Deutschen aus Russland“ umbenannt. Er bekennt sich zur „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ und versteht sich als Interessenvertretung, Hilfsorganisation und Kulturverein der Deutschen aus Russland nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion.

Die Landsmannschaft verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke, ist

überparteilich und überkonfessionell und sucht stets den Dialog mit allen demokratischen Parteien.

Familienzusammenführung sowie die soziale, gesellschaftliche, berufliche und religiöse Eingliederung in die deutsche Gesellschaft, Geschichts-, Kultur-, Öffentlichkeits- und Jugendarbeit gehören von jeher zu den wichtigsten Aufgaben der Landsmannschaft in der Gegenwart.

Die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland ist organisatorisch unterteilt in Landes- sowie rund 140 Orts- und Kreisgruppen, deren Vertreter bei der alle drei Jahre stattfindenden Bundesdelegiertenversammlung den ehrenamtlich tätigen Bundesvorstand wählen. Koordiniert wird die Arbeit der Lands-

mannschaft durch die in Stuttgart ansässige Bundesgeschäftsstelle.

Traditionell am stärksten vertreten ist die Landsmannschaft in ihrem Patenland Baden-Württemberg. Starke Landes- und Ortsverbände existieren aber auch in den Bundesländern Bayern, Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Hessen.

Die Verbandszeitung „Volk auf dem Weg“ ist die Stimme der Landsmannschaft und ihrer Mitglieder. Die „Heimatbücher“ und andere Publikationen behandeln die Geschichte und Kultur der Deutschen aus Russland in verschiedenen Zeitabschnitten.

Um die Aufklärungsarbeit über die Volksgruppe zu fördern, ist die landsmannschaftliche Wanderausstellung „Deutsche aus Russland. Geschichte und Gegenwart“ als ältestes und größtes Integrationsprojekt des Verbandes in mehreren identischen Fassungen seit rund 20 Jahren bundesweit unterwegs.

Dr. Viktor Krieger

Vorgeschichte und Umstände der Deportation im Jahre 1941

Vorboten der Katastrophe

Den unmittelbaren Anlass zur Auflösung der autonomen Republik und zur Einleitung der totalen Deportation der deutschen Minderheit konnte ein Brief der Politbüromitglieder Andrei Schdanow, Wjatscheslaw Molotow und Georgi Malenkow an Stalin vom 24. August 1941 geben, in dem sie ihn über den vereinbarten Beschluss informierten, die Aussiedlung von 88.700 Finnen und 6.700 Deutschen aus dem Gebiet Leningrad unverzüglich einzuleiten.

Schon Wochen zuvor drängte die militärische Führung, ähnlich wie im Ersten Weltkrieg, mit Hinweisen auf die „verräterischen“ Aktivitäten der deutschen Bevölkerung auf ihre Ausweisung aus den frontnahen Gebieten. So traf am 3. August 1941 im Hauptquartier des Oberkommandos der sowjetischen Streitkräfte folgende Gefechtsmeldung des Kriegsrats der Südfront ein:

„1. Die Kriegshandlungen am Dnjepr haben gezeigt, dass die deutsche Bevölkerung auf unsere zurückweichenden Truppen aus Fenstern und Gärten schoss. Es wurde ferner festgestellt, dass die einmarschierenden deutschen Truppen am 1. August in einem deutschen Dorf mit Brot und Salz begrüßt wurden. Auf dem Territorium der Front gibt es eine Vielzahl von Siedlungen mit deutscher Bevölkerung.

2. Wir bitten, den örtlichen Machtorganen Anweisungen über die unverzügliche Aussiedlung der unzuverlässigen Elemente zu geben.“

Bis heute gibt es keine Belege dafür, dass derartige Aktionen irgendwo tatsächlich stattfanden. Immerhin trug dieses Telegramm Stalins Vermerk „Towarischtschu Berija. Nado wyselit s treskom! – Dem Genossen Berija. Raus mit ihnen, so dass die Türen knallen!“ und wies noch einen weiteren Eintrag auf: „Dem Volkskommissar (Berija – V.K.) wurde dies mitgeteilt. 25.08.41.“ Drei Wochen lang lag diese Gefechtsmeldung auf Stalins Tisch, bevor er den passenden Zeitpunkt gekommen sah und mit einem wohl kalkulierten Wutausbruch („Raus mit ihnen...“) die Verbannung

Erlass

des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion vom 28. August 1941 „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“

Laut genauen Angaben, die die Militärbehörden erhalten haben, befinden sich unter der in den Wolgarayons wohnenden deutschen Bevölkerung Tausende und Abertausende Diversanten und Spione, die nach dem aus Deutschland gegebenen Signal Explosionen in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons hervorrufen sollen. Über das Vorhandensein einer solch großen Anzahl von Diversanten und Spionen unter den Wolgadeutschen hat keiner der Deutschen, die in den Wol-

garayons wohnen, die Sowjetbehörden in Kenntnis gesetzt, folglich verheimlicht die deutsche Bevölkerung der Wolgarayons die Anwesenheit in ihrer Mitte der Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht.

Falls aber auf Anweisung aus Deutschland die deutschen Diversanten und Spione in der Republik der Wolgadeutschen oder in den angrenzenden Rayons Diversionsakte ausführen werden und Blut vergossen wird, wird die Sowjetregierung laut

den Gesetzen der Kriegszeit vor die Notwendigkeit gestellt, Strafmaßnahmen gegenüber der gesamten Wolgabevölkerung zu ergreifen.

Zwecks Vorbeugung dieser unerwünschten Erscheinungen und um kein ernstes Blutvergießen zuzulassen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig gefunden, die gesamte deutsche in den Wolgarayons wohnende Bevölkerung in andere Rayons zu übersiedeln, wobei den Überzusiedelnden Land zuzuteilen und eine staatliche Hilfe für die Einrichtung in den neuen Rayons zu erweisen ist. Zwecks Ansiedlung sind die an Ackerland reichen Rayons des Nowosibirsker und Omsker Gebiets, des Altaigaus, Kasachstans und andere Nachbarortschaften bestimmt.

In Übereinstimmung mit diesem wurde dem Staatlichen Komitee für Landesverteidigung vorgeschlagen, die Übersiedlung der gesamten Wolgadeutschen unverzüglich auszuführen und die Versorgung der überzusiedelnden Wolgadeutschen mit Land und Nutzländereien in den neuen Rayons sicherzustellen.

Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR,
M. Kalinin

Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR,
A. Gorkin

Moskau, Kreml, 28. August 1941

der als illoyal empfundenen „heimischen“ Deutschen einleitete. Bezeichnenderweise betraf diese Anweisung vorerst nicht die beschuldigten Schwarzmeer-, sondern die weit von der Frontlinie entfernt gelegenen und noch „unverdächtigen“ Wolgadeutschen. Das kann nur mit der Absicht erklärt werden, die angebliche Illoyalität der Deutschen für die Liquidation der autonomen Republik zu nutzen.

Der Entschluss zur Deportation

Noch am selben Tag bereitete der NKWD-Chef eine Vorlage über die Aussiedlung der Deutschen aus dem Wolgagebiet vor und reichte sie ins Politbüro ein. Am 26. August 1941 ordnete Stalin, unterstützt von seinen engsten Mitarbeitern und Anhängern, die Aussiedlung der Wolgadeutschen an. Dies wurde als Entscheidung des Zentralko-

mitees der bolschewistischen Partei und der Regierung getarnt. In diesem streng geheimen Beschluss, der sich nur an einen engeren Kreis der Partei- und Staatsführer richtete, fehlten jegliche Schuldzuweisungen. Die aus insgesamt 19 Artikeln bestehende Direktive – in betont sachlicher Lesart verfasst – vermittelt den Eindruck einer Anweisung zur planmäßigen Übersiedlung.

Einen Tag später erließ das Kommissariat (Ministerium) des Inneren, zuständig für solche „Menschentransfers“, zwei wichtige Anordnungen. Es handelte sich zum einen um den Befehl Nr. 001158, unterschrieben von Berija, „Über Maßnahmen zur Durchführung der Operation zur Umsiedlung der Deutschen aus der Wolgadeutschen Republik, aus den Gebieten Saratow und Stalingrad“. Die Deportation sollte am 2. September beginnen und bis zum 20. September abgeschlossen sein.

Das zweite Dokument hieß „Instruktion zur Durchführung der Umsiedlung der Deutschen, die in der ASSR der Wolgadeutschen, in den Gebieten Saratow und Stalingrad ansässig sind“. Die ersten Zeilen dieser Handlungsanweisung ließen an dem totalen Charakter dieser Maßnahme keinen Zweifel: „Überzusiedeln sind alle Einwohner deutscher Nationalität, die in den Städten und ländlichen Siedlungen der ASSR der Wolgadeutschen, der Gebiete Saratow und Stalingrad leben. Mitglieder der Partei und des kommunistischen Jugendverbands Komsomol sind gleichzeitig mit den anderen umzusiedeln.“.Einzig Frauen, deren Ehemänner nicht Deutsche waren, blieben von der Verbannung verschont.

Da es sich um die Auflösung einer in der Unionsverfassung erwähnten autonomen Republik handelte, ließ das Politbüro am 28. August 1941 einen mit fadenscheinigen Kollaborationsvorwürfen bestückten Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR verabschieden, der von dem willenlosen nominellen Staatsoberhaupt Michail Kalinin unterschrieben wurde.

Im Gegensatz zu dem „intern“ verfassten Regierungs- und Parteibeschluss wurde im Erlass vom 28. August gegen die Deutschen die schwerwiegende Anklage von „Tausenden und Abertausenden Diversanten und Spionen“ unter ihnen erhoben und sie somit zu Feinden des Sowjetstaates erklärt.

Die Verbannung der deutschen Diasporagruppen aus dem übrigen europäischen Teil der Sowjetunion erfolgte in den darauf folgenden Wochen und Mo-

1937/38 – Jahre des „Großen Terrors“

Oft wird der Eindruck erweckt, die Verfolgung der Deutschen in Russland bzw. der Sowjetunion habe erst mit dem Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion vom 28. August 1941 „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“ begonnen. Davon kann jedoch keine Rede sein.

2012 etwa gedachte die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland neben der Verbringung deutscher Frauen und Männer in die sowjetischen Zwangsarbeitslager auch des „Großen Terrors“ in der Sowjetunion, der so genannten stalinistischen Säuberungen, die in den Jahren 1937 und 1938 ihren Höhepunkt hatten.

Unter dem Terror dieser Jahre hatten alle Völker der Sowjetunion zu leiden, in besonderem Maße aber Minderheiten wie Polen, Deutsche, Letten, Esten, Iraner oder Finnen. So stand dem Bevölkerungsanteil der Deutschen in der Sowjetunion von 0,8 Prozent ein Anteil an der Gesamtzahl der Verhafteten von 5,3 Prozent gegenüber.

Großer Terror: Vom 1. Januar 1936 bis zum 1. Juli 1938 in der UdSSR verhaftete Personen

A: Nationalität (Auswahl)	B: Zahl der Verhafteten	C: Anteil an der Gesamtzahl der Verhafteten	D: Anteil der Nationalität an der Bevölkerung der UdSSR	Ungefähres Verhältnis C/D
Russen	657.799	43,6 %	58,4 %	0,75:1
Ukrainer	189.410	13,3 %	16,5 %	0,81:1
Polen	105.485	7,4 %	0,4 %	18,50:1
Deutsche	75.331	5,3 %	0,8 %	6,63:1
Weißrussen	58.702	4,1 %	3,1 %	1,32:1
Juden	30.542	2,1 %	1,8 %	1,17:1
Letten	21.392	1,5 %	0,1 %	15:1
Iraner	14.994	1,1 %	0,02 %	55:1
Esten	11.002	0,8 %	0,1 %	8:1
Finnen	10.678	0,7 %	0,1 %	7:1
Insgesamt	1.420.711	100 %	100 %	1:1

„Die Verhafteten wurden grausam geschlagen, gequält und mussten längere Zeit ‚still stehen‘ usw. Ähnliche Methoden wurden häufig gegen die deutschen Kolonisten angewendet. Die meisten von ihnen hielten diese Folterungen nicht aus und machten Aussagen über die Verbindung zum Deutschen Konsulat, dem sie angeblich Spionagenachrichten hatten zukommen lassen. ... ‚Still stehen‘ bedeutete, dass die Verhafteten ununterbrochen im Raum stehen mussten und sich nicht setzen durften.

So standen sie bis zu zwei oder drei Tage und Nächte lang. Wenn dann einer aus sagte, so notierte es sofort der Mitarbeiter. Außer dem ‚Stillstehen‘ wurden auch Prügel angewendet.“

Mammad Jafarli:
„Politischer Terror und das Schicksal der aserbajdschanischen Deutschen“

naten auf geheime Beschlüsse des Staatlichen Verteidigungskomitees (GKO) sowie auf Befehle des NKWD und der Kriegsräte einzelner Fronten hin. In einigen Fällen wurde die Anordnung über die Ausweisung durch den Rat der Volkskommissare der Sowjetunion oder die jeweilige Unionsrepublik verfasst.

In der darauf folgenden Zeit zettelte das Kommissariat des Inneren eine regelrechte Jagd auf Sowjetbürger deutscher Herkunft an, um die noch nicht registrierten Personen zu erfassen und abzuschieben:

„Weil eine Registrierung der Deutschen in der Stadt Tula fehlte, wird zur Zeit seitens der Milizverwaltung eine verdeckte Arbeit zum Aufspüren aller auf dem Territorium der Stadt wohnhaften Deutschen durch die Wohnungsämter abgewickelt. Außerdem wird dieselbe Arbeit von Sonderabteilungen der Betriebe und Behörden... und der verdeckten Informanten der operativen Abteilungen des NKWD ausgeführt. Diese Arbeit muss am 27. September dieses Jahres [1941] vollendet sein.“

Das Verhalten der Betroffenen und der Mehrheitsbevölkerung

Noch am 29. August – drei Tage nach dem geheimen Deportationsbeschluss – erschien in der Republikzeitung „Nachrichten“ ein Leitartikel, in dem unter anderem zu lesen war: „Unser Volk, das Sowjetvolk der freien und glücklichen ASSR der Wolgadeutschen, ist stolz, dass es in diesem großen Krieg um die Unab-



Viktor Hurr: Deportierte Frauen mit Kindern.

hängigkeit unseres Vaterlandes in einer Reihe mit dem großen russischen Brudervolke, mit allen Völkern der Sowjetunion kämpft.“

Diese Nummer enthielt zudem ausführliche Schilderungen des Heldentodes des wolgadeutschen Komsomolzen Heinrich Hoffmann aus dem Kanton Krasny Kut, worüber einige Tage zuvor die zentrale sowjetische Jugendzeitung „Komsomolskaja Prawda“ berichtet hatte, und druckte den Schwur seiner Krasny Kuter Verbandsgenossen ab.

Der am nächsten Tag veröffentlichte Erlass „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“ erschütterte daher die Betroffenen zutiefst und rief Fassungslosigkeit und Empörung hervor; es kam jedoch zu keinen offenen Protestaktionen.

Der Geheimdienst verzeichnete folgende Aussagen: „Wovon der Zarismus

geträumt hat – die Deutschen nach Sibirien zu verbannen – wird jetzt verwirklicht.“ „Das war zu erwarten gewesen. Hitler beginnt Russland immer mehr in die Enge zu treiben, bald werden die deutschen Truppen bis nach Stalingrad und Engels vorstoßen, deshalb fährt man uns raus.“

In der Stadt und im Gebiet Moskau versuchten vier Personen nach der Bekanntgabe des Aussiedlungsbefehls Selbstmord zu begehen. Ein Ehepaar nahm sich das Leben, weil die Frau aus gesundheitlichen Gründen nicht wegziehen konnte.

Eine derartige Verleumdung und Erniedrigung ungeachtet individueller „Verdienste“ nach 1917 wirkte besonders enttäuschend auf die Partei- und Komsomolmitglieder, auf die deutschen Funktionäre und den Großteil der „neuen“ Intelligenz.

Schmerzliche Desillusion trieb einige Führungskräfte trotz Parteidisziplin zu originellen Protestaktionen: Der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der ASSR der Wolgadeutschen, Alexander Heckmann, der noch einige Wochen zuvor das „glückliche und wohlhabende“ Leben der Wolgadeutschen als gleichberechtigte Nation im „Bruderbunde der Sowjetvölker“ gepriesen hatte, fuhr vor der Abreise nach Sibirien mit seinem Dienstwagen auf den Stadtmart in Engels. Dort begann er, „demonstrativ“ Hausratgegenstände und Kleidungsstücke anzubieten. „Sogar den Ministerpräsidenten haben sie gezwungen, private Sachen auf dem Basar zu verkaufen“, soll Heckmann in diesem Zusammenhang gesagt haben.

Für diese „antisowjetische“ Handlung schloss man ihn umgehend aus der Partei aus.



Heinrich Brogsitter: „Erlass vom 28. August 1941. Die letzten Äpfel aus dem eigenen Garten“.

In der Stadt Naltschik, der Metropole der nordkaukasischen Republik Kabardino-Balkarien, wandte sich der Deutsche Heller, ein Parteianwärter, bei der Bekanntmachung der Aussiedlung zum Sekretär der Stadtparteikomitees und schleuderte ihm sein Mitgliedsbuch entgegen mit den Worten: „Wieso demütigen sie uns und vernichten ehrliche Leute, ich fahre nicht, soll man mich doch erschießen.“

Aber selbst verbaler Ungehorsam war eine Ausnahme; die überwältigende Mehrheit der Deutschen fügte sich widerstandslos ihrem Schicksal.

Die Reaktionen der andersethnischen Bevölkerung auf die Verbannung der Russlanddeutschen waren unterschiedlich. In engeren Freundes- und Verwandtschaftskreisen sowie unter Kollegen am Arbeitsplatz gab es Beispiele von Solidarität, Menschlichkeit und Unterstützung, die von den Behörden angeprangert wurden.

Einige prominente Persönlichkeiten deutscher Herkunft konnten dank Bittgesuchen einflussreicher Freunde von Ausweisung, beruflicher Degradierung und Einweisung ins Arbeitslager verschont werden.

Das Schicksal des bedeutenden Pianisten und Pädagogen Heinrich Neuhäus ist ein Beispiel dafür. Er wurde am 4. November 1941 als Deutscher in Moskau verhaftet und danach in die Verbannung geschickt. Dank der Bemühungen seiner Schüler und Kollegen, unter anderem des Komponisten Dmitri Schostakowitsch, bekam er die Erlaubnis, in Swerdlowsk zu wohnen und am Konservatorium zu unterrichten, bevor er 1944 wieder nach Moskau zurückkehren durfte.

Nur ganz wenige Zeitgenossen hatten den Mut, wenn auch nur in privater Umgebung, die Deportationen als Verbrechen zu bezeichnen. Zu diesen Aufrichtigen gehörte der weltberühmte Schriftsteller Boris Pasternak, der in einem Brief an seine Frau Sinajda Nikolaewna am 12. September 1941 schrieb:

„Schon vor einigen Tagen wurde über die totale Aussiedlung der ganzen Republik der Wolgadeutschen (bis zu einer Mio. Menschen) nach Zentralasien oder hinter das Altai-Gebirge gesprochen. Und plötzlich erreicht es die Moskauer Deutschen, beispielsweise Rita William. Ausgerechnet in dieser schrecklichen regnerischen Nacht [in der dieser Brief niedergeschrieben wurde] haben in Peredelkino

Territoriale Verschiebungen nach 1941

Vor dem Zweiten Weltkrieg wohnten nur etwa 20 Prozent der Russlanddeutschen im asiatischen Teil der Sowjetunion. Die meisten von ihnen lebten in kompakten Siedlungsgebieten auf dem Land. 50 Jahre später sind sie verstreut vor allem in Kasachstan und Kirgisien, in Sibirien und dem Ural anzutreffen. Dort lebten die meisten Deutschen nun in Städten (52,8 Prozent) und auf dem Land (47,2 Prozent) zusammen mit Angehörigen anderer Völker und unterschiedlicher Konfessionen.

Republiken und Regionen	Volkszählung 17. Jan. 1939	Volkszählung 12. Jan. 1989
UdSSR insgesamt	1.427.232	2.038.341
davon RSFSR	862.504	842.033
unter anderem in: ASSR der Wolgadeutschen*	366.685	—
Gebiete Saratow und Stalingrad (Wolgograd)	66.721	45.076
Nordkaukasus (ohne autonome Republiken)	109.994	52.453
Sibirien	105.391	470.763
ASSR Krim**	51.299	—
Ural	38.441	157.447
andere Regionen der RSFSR	123.673	116.294
Ukrainische SSR	392.458	37.849
Kasachische SSR	92.571	957.518
Aserbaidsschanische SSR	23.133	748
Georgische SSR	20.257	1.546
Kirgisische SSR	11.741	101.309
Usbekische SSR	10.049	39.809
Weißrussische SSR	8.448	3.517
Turkmenische SSR	3.346	4.434
Tadschikische SSR	2.022	32.671
Arminische SSR	433	265
Moldausche SSR	—	7.335
Estnische SSR	—	3.466
Lettische SSR	—	3.783
Litauische SSR	—	2.058

* Nach 1941 wurde das Territorium der ASSR der Wolgadeutschen zwischen den Gebieten Saratow und Stalingrad (seit 1961 Wolgograd) aufgeteilt.

** Nach 1954 gehörte das Gebiet Krim (seit 1990 wieder eine Autonome Republik) zur Ukraine.

Kaisers und Elsners davon erfahren, ehrliche, unschuldige und arbeitsame Leute, die bei Pawlenkos

wohnen. Sie müssen morgen nach Kasachstan, hinter Taschkent, ausziehen. Die ganze Nacht hat mich

das bedrückt. Wie viel Leid und Übel gibt es doch überall, zu welchen Höhen ballt sich die menschliche Verwüstung, wie viele Aufrechnungen, die sich oft überdecken, bewahrt die menschliche Rachsucht, wie viele Jahrzehnte sollen bis zur beiderseitigen Versöhnung in der Zukunft vergehen?“

Solche Ansichten gehörten jedoch zu den Ausnahmen. Wie es in Diktaturen üblich ist, schwiegen die meisten oder schauten weg. Durch die seit Mitte der 1930er Jahre in Gang gesetzte groß-russische Interpretation der Geschichte war die sowjetische Bevölkerung für die Aufnahme von antideutschen Ressentiments empfänglich geworden.

Weder in den Städten Moskau, Engels oder Saratow, wo vor den Augen ihrer Nachbarn und Arbeitskollegen Deutsche in Sammelstellen der Miliz getrieben und in Güterzüge verfrachtet wurden, noch auf dem Lande kam es zu einem offenen Protest gegen diese Aktionen.

Nicht wenige billigten dieses Vorgehen. Von der massiven Hasspropaganda verblindet, konnten oder wollten die Einwohner des Landes zwischen ihren deutschen Landsleuten und dem Aggressor keinen Unterschied machen: „Es ist gut, dass die Deutschen umgesiedelt werden, längst hätte dies geschehen müssen, unter ihnen sind viele Spione. Die Deutschen an der Front misshandeln unsere Kämpfer und unsere friedlichen Einwohner.“

Nach der Verbannung

Eine nicht unbeträchtliche Zahl der ehemaligen Nachbarn beteiligte sich sogar an Diebeszügen in die nun herrenlosen Siedlungen, so dass das Saratower Gebietspartei Komitee am 22. September 1941, wenige Tage nach der Verbannung, in einer Sitzung die „beispiellosen Plünderungen“ der verlassenen und requirierten Güter geißelte.

Ähnliche Vorkommnisse gab es in anderen von den Deutschen zurückgelassenen Orten. Am 24. Januar 1942 erließ beispielsweise Michail Suslow, Sekretär des Regionspartei Komitees Stawropol im Nordkaukasus, eine besondere Anordnung zur erneuten Bestandsaufnahme und zum wirksamen Schutz des von den Deutschen konfiszierten privaten und kolcheseigenen Besitzes, der sonst verfallen oder geraubt worden wäre.

Zur Rehabilitation der Volksgruppe



2016 jährt sich der Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion vom 28. August 1941 „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons leben“ zum 75. Mal.

Gemeinsam sollten wir uns aus diesem Anlass daran erinnern, dass das Jahr 1941 zum tragischen Wendepunkt in der Geschichte der Deutschen in der Sowjetunion wurde. Sie wurden aus dem europäischen Teil des Landes nach Sibirien, Kasachstan und Mittelasien deportiert und fast 15 Jahre lang in Sondersiedlungen, in der „Trudarmee“, in Straflagern und in Gefängnissen festgehalten.

Hunderttausende von ihnen starben den Hungertod, erlitten Verletzungen oder trugen bleibende gesundheitliche Schäden davon.

Unsere Volksgruppe hat ihre historisch gewachsenen Siedlungen, das persönliche und kollektive Eigentum, alle Kultur- und Bildungseinrichtungen für immer verloren.

Wir verkennen nicht den Auslöser dieser Katastrophe - den von Deutschland verursachten Krieg. Wissenschaftlich belegt ist aber auch, dass unsere Landsleute keine Gefahr für die Sowjetunion und die Rote Armee darstellten. Sie waren keine „fünfte Kolonne“.

Die Bundesrepublik Deutschland bekennt sich zur historischen Verantwortung für die Kriegsfolgen, von denen sich unsere Volksgruppe bis heute nicht erholt hat.

Die Aufnahme von über 2,5 Millionen Aussiedlern und Spätaussiedlern und ihren Familienangehörigen aus der ehemaligen Sowjetunion und die Hilfen für die Deutschen, die in Russland und anderen GUS-Republiken bleiben werden, sind ein sichtbares Zeichen dafür.

Die Russische Föderation hat in ihrem Zuständigkeitsbereich ebenfalls eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, um das Schicksal der politisch Repressierten zu erleichtern und ihnen eine Lebensperspektive zu geben.

Wir vermissen aber bis heute schmerzlich eine politische Rehabilitierung unserer Volksgruppe. Mehrfach wurde bereits an den Präsidenten Russlands und den Ministerpräsidenten die Bitte um ein klares Bekenntnis zur Vergangenheit, um einfühlsame Worte des Bedauerns und des Mitgefühls gerichtet.

Der 75. Jahrestag der Deportation der Wolgadeutschen wäre der geeignete Zeitpunkt, und Tscheljabinsk oder Iwdel wären dafür passende Orte.

Die Verfolgung der Deutschen in der Stalin-Ära wurde nicht von der Russischen Föderation durchgeführt, sondern von der Sowjetunion. Sie kann aber mit der politischen Rehabilitation ein für die Zukunft wichtiges Zeichen setzen.

Stellungnahme der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.

Um die Erinnerung an die einstigen Einwohner des Wolgagebiets endgültig zu eliminieren, verfügte das Präsidium des Obersten Sowjets der Russischen Föderation in einem Erlass vom 19. Mai 1942 die Russifizierung der deutschen Ortsnamen.

Einige Siedlungen hatten schon früher deutsch-russische Namen gehabt; ab sofort durften nur die letzteren benutzt werden. Die anderen erhielten größtenteils patriotische sowjetrussische Toponyme: Die Stadt Balzer hieß nun Krasnoarmejsk, d.h. Rotarmist; eine der ältesten wolgadeutschen Sied-

lungen, Marienthal, mutierte zu Sowetskkoje; Jost wurde nun in Oktjabrskoje umbenannt usw.

Wo es aus verbliebenen ideologischen Gründen gewisse Hemmungen gab, handelte man zurückhaltender: Die ehemalige Hauptstadt Engels durfte ihren erst im Oktober 1931 verliehenen Namen behalten; von Marxstadt blieb nur die erste Hälfte übrig; der verräterische Zusatz -stadt musste weg. Entsprechende Umbenennungen fanden in allen Republiken und Provinzen, aus denen die Deutschen zwangsausgesiedelt wurden, statt.

Chronik: Deportation der Deutschen in der Sowjetunion

Der nachstehende (unvollständige) Überblick zeigt, in welchem Umfang und mit welcher Genauigkeit die Deportation der Deutschen aus Russland in den einzelnen Gebieten der Sowjetunion geplant und durchgeführt wurde.

Von den Maßnahmen, die in dem Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion vom 28. August 1941 „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“ angekündigt wurden, waren keineswegs nur die Wolgadeutschen betroffen. Zu leiden hatten vielmehr alle Deutschen in der Sowjetunion, ganz gleich ob sie an der Wolga, am Dnjepr oder am Don, am Schwarzen Meer, auf der Krim oder im Kaukasus, in Wolhynien, in den Städten oder in Streusiedlungen wohnten.

Juni 1941:

UNKWD (Verwaltung des Volkskommissariats des Innern) der Stadt und des Gebietes Moskau: Am 22. Juni sind alle deutschen Staatsangehörigen zu internieren. Staatenlose Personen deutscher Volkszugehörigkeit sind bei Vorliegen von kompromittierendem Material in Haft zu nehmen.

Juni 1941:

UNKWD der Region Krasnojarsk: Anweisungen zur Internierung von Personen deutscher Volkszugehörigkeit und zur Festnahme von Personen, die die deutsche Staatsangehörigkeit nicht besitzen, wenn dafür ausreichend Material vorliegt.

22. Juni 1941:

Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges – die Wehrmacht überfällt die Sowjetunion. Anweisungen zur Internierung von Personen deutscher Volkszugehörigkeit.

28. Juni 1941:

Direktive des NKWD und des NKGB (Volkskommissariat für Staatssicherheit) der UdSSR über die „Umsiedlung sozial-gefährlicher Elemente“ aus Gebieten im Kriegszustand.

Juli 1941:

1.200 deutsche Arbeitssiedlerfamilien auf dem Territorium der Karelo-Finnischen SSR, die in den Jahren 1932-33 aus den Grenzgebieten der Ukrainischen SSR ausgewiesen worden sind, sollen in Anbetracht der Lage in die Komi ASSR umgesiedelt werden.

August 1941:

Deportation von 53.000 Deutschen von der Krim in den Nordkaukasus. Später werden sie mit nordkaukasischen Deutschen hinter den Ural ausgesiedelt.

August 1941:

Befehl des Kriegsrates der Südfront über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus dem Gebiet Dnjepropetrowsk.

August 1941:

Befehl des Kriegsrates der Südwestfront über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus dem Gebiet Charkow.

26. August 1941:

Befehl des Kriegsrates der Leningrader Front zur „Umsiedlung“ von Deutschen und Finnen aus der Stadt und dem Gebiet Leningrad.

28. August 1941:

Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“, der die Wolgadeutschen der Kollaboration mit dem Feind beschuldigt.

31. August 1941:

Beschluss des Politbüros des Zentralkomitees der KPdSU über die Ukrainedeutschen; demnach müssen alle deutschen Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren in Arbeitslager im Ural und Kasachstan mobilisiert werden. Über 18.600 Personen werden mobilisiert. Der schnelle Vormarsch der deutschen Truppen verhindert eine weitere Mobilisierung. Die mobilisierten Deutschen aus der Ukraine gehören zum ersten Kontingent der Trudarmee.

August-September 1941:

96.000 Bürger finnischer und deutscher Nationalität werden aus Leningrad und Umland vertrieben.

3.-20. September 1941:

Deportation der deutschen Bevölkerung aus dem Wolgagebiet nach Sibirien und Kasachstan, die meisten mit 376.717 Per-

sonen aus der ASSR der Wolgadeutschen. Zum Wolgagebiet gehören außerdem die Gebiete Saratow (46.706 Deportierte), Stalingrad (26.245), Kujbyschew (11.101) und Astrachan (19.850). Am 7. September wird das Territorium der Wolgadeutschen Republik gemäß Beschluss des Präsidiums des Obersten Rates der UdSSR zwischen den Gebieten Saratow und Stalingrad aufgeteilt.

6. September 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees über die Umsiedlung aus Moskau und Rostow.

6. September 1941:

Befehl des Volkskommissariats des Innern über die Sicherstellung der Dokumente der Wolgadeutschen Republik.

7.-8. September 1941:

Befehl über die Entlassung aller Deutschen aus der Roten Armee und ihre Verlagerung in die Trudarmee. Bis zum Jahresende bilden etwa 15.000 Soldaten und Offiziere der Roten Armee deutscher Nationalität das zweite Kontingent der Trudarmee.

21. September 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus den Regionen Krasnodar und Ordschonikidse, dem Gebiet Tula sowie der Kabardino-Balkarischen und Nord-Ossetischen ASSR.

22. September 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees über die „Umsiedlung“ von Deutschen aus den Gebieten Saporoschje, Stalino und Woroschilowgrad.

September 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees über die „Umsiedlung“ von 11.500 Deutschen aus dem Gebiet Kujbyschew.

September-Oktober 1941:

Befehl des Kriegsrates der Westfront über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus dem Gebiet Kalinin.

8. Oktober 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus dem Gebiet Woronesch.

8. Oktober 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus der Georgischen, der Aserbaidschanischen und der Armenischen ASSR.

15. Oktober 1941:

Befehl des NKWD der UdSSR über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus dem Gebiet Gorkij.

22. Oktober 1941:

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus der Dagestanischen ASSR und der ASSR der Tschetschenen und Inguschen.

25. Dezember 1941:

Bis zu diesem Zeitpunkt sind 894.626 Deutsche in der UdSSR (nach anderen Angaben 949.829) deportiert und in Sondersiedlungen eingewiesen worden.

10. Januar 1942:

Beschluss über die Massenmobilisierung der Deutschen zur Trudarmee. Massenhafte Mobilisierungen erfolgen außerdem nach den Beschlüssen vom 14. Februar 1942 und vom 7. Oktober 1942 (jetzt werden auch Frauen zur Trudarmee einbezogen) sowie vom Mai bis September 1943.

Die Trudarmee existiert offiziell bis zum März 1946, viele Deutsche müssen jedoch viel länger in ihren Mobilisierungsorten bleiben. Hunderttausende deutsche Männer und Frauen werden mobilisiert, etwa 70.000 von ihnen kommen ums Leben.

9. März 1942:

Befehl des Kriegsrates der Leningrader Front über die „Umsiedlung“ der Deutschen aus dem Gebiet Leningrad.

Januar 1945:

Sondersiedlungen erhalten rechtlichen Status, Sonderkommandanturen werden gegründet.

7. Januar 1944:

Befehl über die Verhaftung der Volksdeutschen, die sich auf dem Territorium der UdSSR befinden, das von der deutschen Besatzung befreit worden ist. Ihr Vermögen wird beschlagnahmt, die

verhafteten Volksdeutschen sind in das Sonderlager Tschernogorsk des NKWD der UdSSR der Eisenbahnverwaltung Krasnojarsk einzuweisen.

Dezember 1948:

590.977 deutsche Sondersiedler sind im Arbeitseinsatz; etwa 272.000 in der Landwirtschaft, 66.450 in der Kohlenindustrie, 44.066 in der Holz- und Papierindustrie, 20.171 in der Eisenhüttenindustrie, 26.095 im Ministerium für örtlich geleitete Industrie, 25.392 im Ministerium des Innern, 14.542 in der Erdölindustrie, 16.789 auf Bauobjekten für Schwerindustrie.

26. November 1948:

Beschluss „Über strafrechtliche Verantwortung für die Flucht aus den Orten der obligatorischen und ständigen Ansiedlung der während des Vaterlandskrieges in die entfernten Gebiete der Sowjetunion ausgesiedelten Personen“. Die Strafmaßnahme sieht 20 Jahre Zwangsarbeit vor.

13. Dezember 1955:

Beschluss „Über die Aufhebung der Beschränkungen in der rechtlichen Lage der Deutschen und deren Familien, die in Sondersiedlungen untergebracht sind“. In ihre früheren Orte dürfen die Deportierten jedoch nicht zurück.

29. August 1964:

Beschluss „Über Änderungen im Beschluss des Präsidiums des Obersten Rates der UdSSR vom 28. August 1941 „Über die Übersiedlung der im Wolgagebiet lebenden Deutschen“. Die Wolgadeutschen werden zwar von den „unbegründeten Beschuldigungen“ der Kollaboration mit dem Feind befreit, aber eine Rückkehr in ihre Vorkriegswohnorte sowie die Wiederherstellung ihrer Autonomie sieht der Beschluss nicht vor.

3. November 1972:

Beschluss „Über die Aufhebung der ehemals für bestimmte Bürgerkategorien vorgesehenen Einschränkungen in der Wahl des Wohnortes“. Russlanddeutsche erhalten damit 31 Jahre nach der Deportation das Recht, an ihre Vorkriegswohnorte zurückzukehren.

Wo waren die deportierten Deutschen am 1. Juli 1950?

Gebiet	Anzahl
Altai	93.468
Amur	2.043
Archangelsk	12.315
Baschkirische ASSR	11.691
Burjato-Mongolische ASSR	2.891
Chabarowsk	2.818
Dnjepropetrowsk	478
Gorki	1.385
Irkutsk	5.405
Iwanowo	1.809
Jakutische ASSR	3.280
Karelo-Finnische ASSR	73
Kasachische SSR	414.265
Kemerowo	58.954
Kirgisische SSR	16.504
Kirow	6.443
Komi-ASSR	11.357
Kostroma	6.390
Krasnojarsk	58.097
Kujbyschew	5.215
Kurgan	378
Magadan „Daljstroj“	2.653
Mari-ASSR	2.512
Molotow	43.610
Moskau	6.612
Nowosibirsk	74.535
Omsk	39.407
Rjasan	1.508
Sachalin	691
Swerdlowsk	53.182
Tadschikische SSR	20.028
Tatarstanische ASSR	1.327
Tjumen	25.730
Tomsk	23.119
Tscheljabinsk	41.634
Tschita	543
Tschkalow	12.813
Tschuwaschische ASSR	276
Tula	12.337
Turkmenische SSR	2.544
Udmurtische ASSR	7.888
Uljanow	652
Usbekische SSR	7.788
Wladimir	97
Wologda	9.322
Gesamt	1.1062.79

Quellen:

- Alfred Eisfeld, Viktor Herdt: „Deportation, Sondersiedlung, Arbeitsarmee“
- W. A. Aumann, V.G. Tschebotarewa: „Istorija Rossijskich Nemzew w Dokumentach“
- Forschungsergebnisse russlanddeutscher und russischer Historiker.

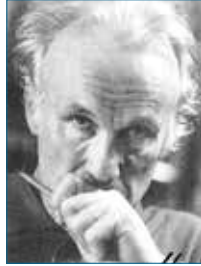
(Aus RODINA 10/2002, S. 95ff,
von Dr. V. Krieger)

Michael Disterheft:

„In jenen Jahren“ – Requiem für alle Deportierten, Verbannten und Ermordeten

Noch vor dem deutsch-sowjetischen Krieg wurde der bei Leningrad geborene Michael Disterheft (1921-2005) in die Rote Armee einberufen. Mit dem Kriegsausbruch 1941, der sein Kunststudium durchkreuzte, landete er als Deutscher in der Kohlenrelang bei Karpinsk, wo er jahrelang hinter Stacheldraht schufterte.

Bereits davor, 1937, war sein Vater im Zuge der stalinistischen „Säuberungen“ verschleppt und ermordet worden.



Michael Disterheft

Auch in den harten Kriegsjahren hörte er nie auf zu malen – schon 1945 fand in Swerdlowsk (Jekaterinburg) die erste Ausstellung des Malers statt. 1951 erwirkte Disterheft seine Verlegung als Sondersiedler nach Nischnij Tagil, wo er seine Kunstausbildung beendete.

In den nächsten Jahrzehnten schuf der Künstler zahlreiche Ölbilder, Werke in Aquarell- und Pastelltechnik, Bleistift- und Kohlestiftzeichnungen, Linolschnitte und Radierungen. Erst Mitte der 1980er Jahre

nahm Michael Disterheft das Thema der Deportation und Zwangsarbeit in Angriff. Skizzen aus der Kriegszeit, in denen er Erniedrigungen, Hunger, Leid und Tod dokumentiert hatte, bildeten die Grundlage der Serie „In jenen Jahren“: 37 Zeichnungen mit Silber-, Rötelstift und Kohle, die ein erschütterndes Requiem für alle Verhafteten, Deportierten und in den stalinistischen Gefängnissen und Lagern Ermordeten darstellen.

Nachstehend jene Bildern des Zyklus (mit Disterhefts Texten), die sich mit dem Leid der Menschen in der so genannten Trudarmee befassen.



Die Vertreibung

Der Zug ist angekommen. Weiter gibt es keinen Weg. Die gewaltsam deportierten Menschen waren gezwungen, sich irgendwie einzurichten, in aller Abgeschiedenheit, inmitten des Schnees und der Öde zu leben. Die Ausmaße dieser Aktion waren ungeheuerlich: Es wurden ganze Dörfer, Städte, Kreise und Republiken entvölkert.

Insbesondere in den Jahren 1942 und 1943, als die Baustellen auf die Aufnahme dieser großen Anzahl von überwiegend bäuerlichen Häftlingen nicht vorbereitet waren, war die Sterblichkeit in den Lagern der Trudarmee außerordentlich hoch. Sie trug genozidale Züge. So kam im Lager Wjatlag im Winter 1942 über ein Drittel der Lagerinsassen ums Leben. Selbst nach Statistiken des NKWD waren zum 1. Januar 1943 rund 26 Prozent der Arbeitsarmisten arbeitsunfähig. Eine verlässliche Zahl der Opfer lässt sich bislang nicht angeben; die Sterblichkeitsrate soll Hochrechnungen aus einzelnen Lagern zufolge nicht weniger als 20 Prozent betragen haben.

TRUDARMEE

(Arbeitsarmee; russ. trudarmija)

ist ein euphemistischer Terminus für ein besonderes System der Zwangsarbeit, das in der Sowjetunion in den Jahren 1941-1946 vor allem für russlanddeutsche Jugendliche, Männer und Frauen aufgebaut wurde. Nach der Liquidation der ASSR der Wolgadeutschen und der Verbannung der deutschen Minderheit in den asiatischen Teil des Landes und ihrer weitgehenden Entrechtung nach dem Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion vom 28. August 1941 schuf man für die Deutschen des Landes eine neue Lagerkategorie – eine Zwitterkonstruktion aus rekrutierten Bauarbeitern und Strafgefangenen, wobei sie in der Lagerstatistik keine Erwähnung fanden.

Typische Merkmale der Zwangsarbeitslager:

- Unterbringung in von Stacheldraht umgebenen Baracken;
- Arbeitseinsatz und Freizeit unter militärischer Bewachung;
- Essens- und Verpflegungsrationen nach den Normen des GULag;
- Verbot jeglicher nicht gebilligter Kontakte mit der zivilen Bevölkerung.

Die Aushebung durch örtliche Kriegskommissariate des Verteidigungsministeriums und ihre Unterstellung unter die Kriegsgerichtsbarkeit verlieh dieser Kategorie Züge einer militärischen Rekrutierung: Eigenmächtiges Verlassen des zugewiesenen Einsatzortes wurde nicht als Flucht, sondern als Desertion bezeichnet und entsprechend geahndet.



Sonderkontingent

Ein schreckliches Bild des menschlichen Leids: „Administrativ“, also ohne Gesetz und Untersuchung, wurden Opfer als „sozial gefährliche Elemente“ eingestuft. Warum? Sie waren billige Arbeitskräfte.



In der Baracke

Dreigeschossige Pritschen für 18 Mann in einem Zimmer von 14 Quadratmetern. Ein fast bis oben hin mit Sägespänen zugeschüttetes Fenster, das nur einen schmalen Himmelsstreifen erkennen ließ. Der Ofen wurde mit Kohle geheizt, und in die stickige Luft mischte sich ein charakteristischer Geruch, der Ekel und Kopfschmerzen bewirkte.



In der Arbeitsarmee

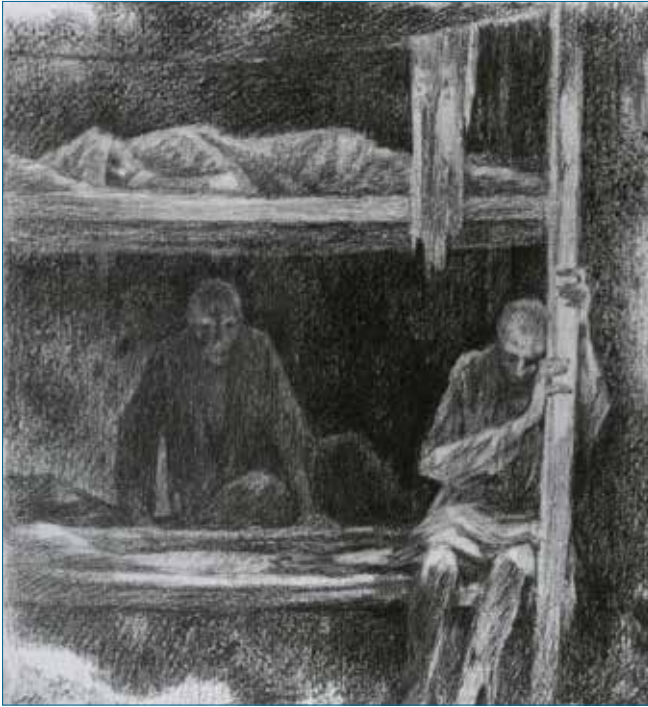
Eine Brigade in der Tiefe einer Kohlengrube. In der Mitte ein Leutnant der Panzertruppen... Viele Frontkommandeure wurden in den Lagern für die verschiedensten Bereiche eingesetzt. Rechts mein Kamerad Wladimir Leonhardt, wie er sehnsuchtsvoll in die Ferne schaut. Ehemals war er literarischer Leiter des Bolschoi-Theaters der UdSSR. Seine kluge, scharfe Zunge, die lustigen Feuerchen in den Augen... Das brachte ihm dann sein Verderben. 1946 holte man ihn ab... Wegen eines Wortes: Wahrheit! Er verschwand für immer.



Kohlenträger

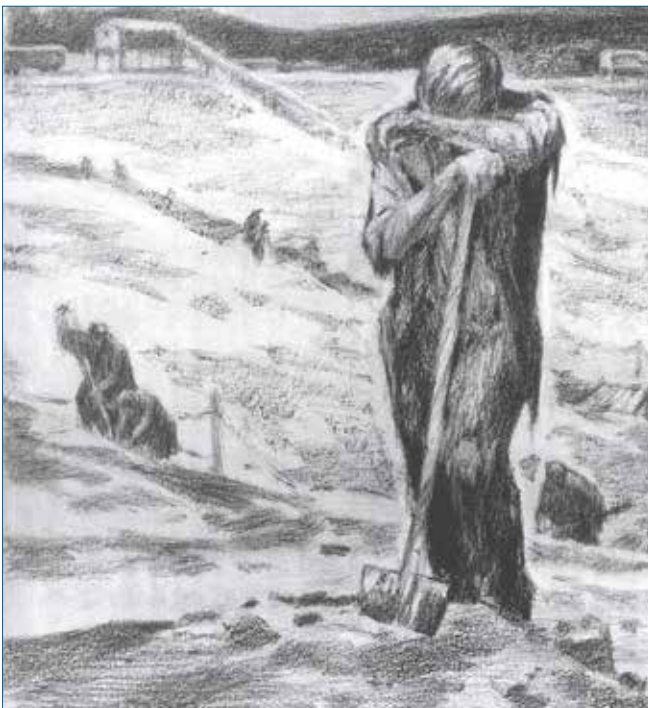
Zur Arbeit marschierten wir unter Bewachung. Zurück zur Baracke ging jeder, wie er noch konnte, doch unbedingt mit einem Stück Kohle auf dem Rücken (zum Heizen der Baracken). Vier Kilometer in eine Richtung. Viele sind auf diesem langen Weg liegen geblieben...

75 Jahre Deportation – Requiem



Auszehrung

Die Abteilung für prophylaktische Hilfe, kurz OPP genannt, in jener Zeit eine allgemein bekannte Abkürzung. Die schwache Hoffnung, die Gesundheit wieder herzustellen und Kräfte zu sammeln. Ich habe oft darüber nachgedacht: Warum gab es in der Zone so viele Unterernährte? Während der Leningrader Blockade, die meine Verwandten erleben mussten, bekamen die Menschen 125 Gramm Brot pro Tag und haben dennoch überlebt. Sie besaßen einen starken Geist, sie hatten Hoffnung auf Befreiung.



Los, los

„Der Spaten ist kein Bagger...“ Diese Worte waren überall und ständig zu hören.

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR vom 10. Januar 1942 über die Richtlinien für den Einsatz der deutschen Umsiedler im wehrpflichtigen Alter von 17 bis 50 Jahren (Auszüge):

1. Alle deutschen Männer im Alter von 17 bis 50 Jahren, die für körperliche Arbeit tauglich und in die Gebiete Nowosibirsk, Omsk, die Regionen Krasnojarsk und Altai und in die Kasachische SSR ausgesiedelt worden sind – etwa 120.000 Personen – , werden für Arbeitskolonnen für die gesamte Dauer des Krieges mobilisiert. Von dieser Zahl sind zu übergeben:

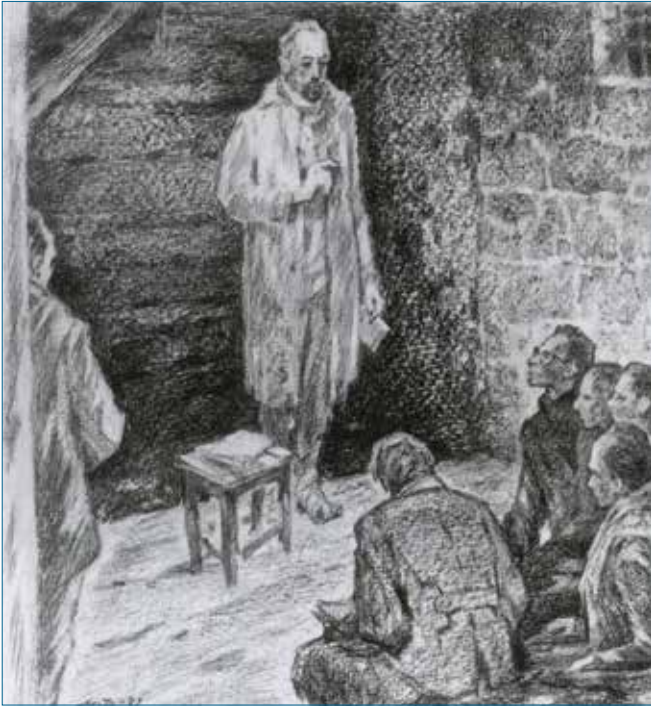
- a) dem NKWD der UdSSR (*Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten*) – zum Holzeinschlag 45.000 Personen, – zum Bau von Betrieben in Bakal und Bogoslawsk 35.000 Personen;
- a) dem NKPS der UdSSR (*Volkskommissariat für Verkehrswesen, Eisenbahnverkehr*) – zum Bau der Eisenbahnen Stalinsk-Abakan, Stalinsk-Barnaul, Akmolinsk-Kartaly, Akmolinsk-Pawlodar, Soswa-Alapajewsk, Orsk-Kandagatsch, Magnitogorsk-Sara 40.000 Personen.

5. Das NKWD der UdSSR wird beauftragt, die Sachen in Bezug auf die in den Einberufungs- oder Sammelstellen zum Abtransport nicht erschienenen Deutschen sowie in Bezug auf die in Arbeitskolonnen Befindlichen für Disziplinverletzung und Arbeitsverweigerung, Nichterscheinen trotz Mobilisierungsbefehl und für Desertion aus den Arbeitskolonnen im Sonderkollegium des NKWD der UdSSR zu verhandeln und in den härtesten Fällen die Höchststrafe zu verhängen.



„Kommandant“ und „Lagerschutz“

Die Wache nahm ihre Pflichten sehr ernst. Die psychischen Charakteristiken der Dargestellten sprechen für sich selbst.



Der Lehrstuhl von Prof. O. Bader

Die ehemaligen Arbeitsarmisten des Baubataillons № 18-74, Geschichtsprofessor O. Bader, der Doktor der Chemie, P. Rickert, B. Rauschenbach, Akademiemitglied und Mathematiker, sowie der Professor für Sprachwissenschaften, I. Kronewald, erinnerten sich daran, wie sie im Lager eine „Kleine Akademie“ organisiert hatten, in der sie der Reihe nach Vorlesungen hielten, jeder auf seinem Fachgebiet.

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR vom 14. Februar 1942 über die Mobilisierung deutscher Männer im wehrpflichtigen Alter von 17 bis 50 Jahren mit ständigem Wohnsitz in den Gebieten, Regionen, autonomen und Unionsrepubliken (Auszug):

1. Alle deutschen Männer im Alter von 17 bis 50 Jahren, die für körperliche Arbeit tauglich sind und ihren ständigen Wohnsitz in den Gebieten Archangelsk, Wologda, Iwanowo, Molotow, Penza, Rjazan, Swerdlowsk, Tambow, Tschita, Tschkalow, Jaroslawl, Kirow, Nowosibirsk, Omsk, Kujbyschew und Irkutsk, den Regionen Primorje, Chabarowsk, Altai und Krasnojarsk, der Baschkirischen und Mordwinischen ASSR, der ASSR der Mari, der Tatarischen, Udmurtischen, Tschuwaschischen und Burjat-Mongolischen ASSR, der Komi ASSR, der Kasachischen, Turkmenischen, Tadschikischen, Kirgisischen und Usbekischen SSR haben, werden für Arbeitskolonnen für die gesamte Dauer des Krieges mobilisiert und dem NKWD der UdSSR zum Einsatz beim Bau von Eisenbahnen zugewiesen.

... Die Mobilisierung ist bis zum 25. März 1942 abzuschließen.

2. Das NKPS (Volkskommissariat für Verkehrswesen) und die Verwaltung für Militärtransporte des NKO (Volkskommissariat für Verteidigung) werden verpflichtet, die Beförderung der mobilisierten Deutschen zu sichern, damit ihr Abtransport zu den Arbeitsstellen auf Antrag des NKWD der UdSSR spätestens zum 30. März erfolgt.



Flucht an die Front

Es gab viele kühne Fluchtversuche an die Front. Es sind Fälle bekannt, dass mutige und entschlossene Menschen unter erdachtem Namen bis zum Kriegsende an der Front kämpften. Trotzdem wurden die Geflüchteten später oft festgenommen.



Ein Schritt nach links – ein Schritt nach rechts

Das gilt als Fluchtversuch. Also gibt es die „gesetzmäßige“ Kugel in den Rücken...

75 Jahre Deportation – Requiem



Der Sieg hinter Stacheldraht

In der Arbeitsarmee (in der Zone) vollbrachten Arbeitsarmisten heldenhafte Taten. Die Menschen warteten auf den Sieg, damit verbanden sie ihre Hoffnung auf Freiheit.

„Es wurden schon keine Einzelgräber mehr ausgehoben, sondern lange Gräben, wie Schutzgräben. Sie wurden immer länger. Spät am Abend lud man die Leichen wie Baumstämme auf Schlitten und fuhr sie in ein Massengrab, jeweils bis 20 Tote. Die Leichen wurden nackt, ohne Namen, nur mit einem Brettchen mit ihrer Nummer an den Füßen wie ein verendetes Vieh eingeschart.

Die Menschen wurden zu Schatten. Auch mein Bruder Andrej. Er kam ins Lagerlazarett. Auf den Pritschen krümmten sich jämmerliche Geschöpfe. Der Hunger entzog den Menschen ihre Identität, verwandelte sie in nicht mehr unterscheidbare Skelette mit gelber Haut und nackten Schädeln. Andrej bat mich, ihn auf die andere Seite umzudrehen. Er lag auf der Pritsche, ohne Matratze, ohne Decke. Die Wattendecke, mit der er sich zudeckte, stank erbärmlich.

Ich drehte seinen leichten, fast trockenen Körper um und erschrak: Durch die wund gelegenen Stellen sah ich seine weißen Knochen. Am Morgen darauf war mein Bruder Andrej tot. Für mich hatte die Welt von dieser Stunde an ein anderes Gesicht bekommen.“

Gottlieb Erich



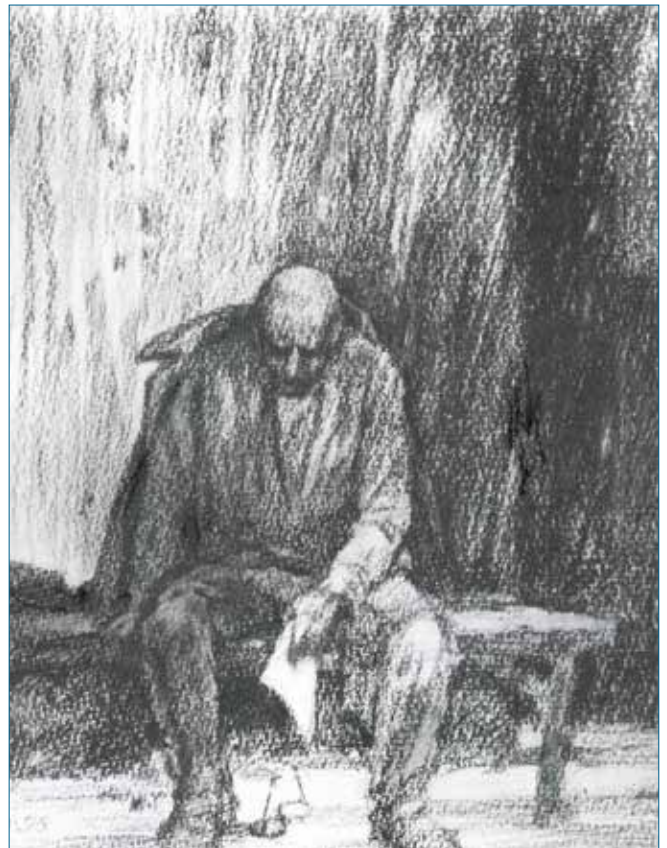
Vorzone

Junge und Ältere kamen im Zuge der Deportation in die Zone.



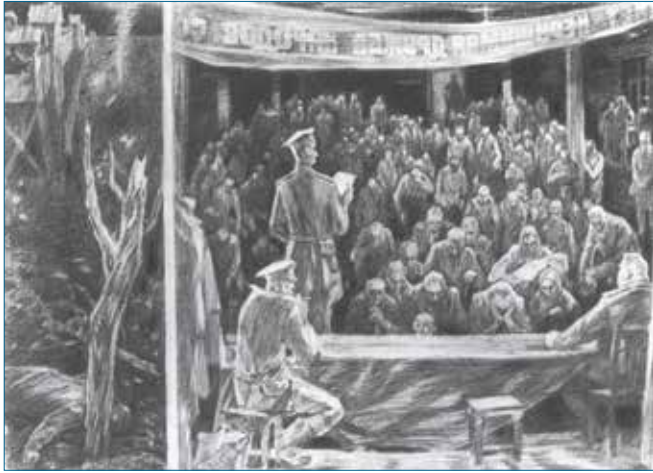
Wahlen

1946. Die ersten Nachkriegswahlen. Menschen, die all ihrer Rechte und Freiheiten beraubt waren, mussten dennoch das Wahlrecht wahrnehmen. Unter sicherem Geleit zogen sie in die Wahllokale. Ein wahrer Hohn, dass sie für Berija stimmen mussten – für jenen Berija, der Minister für Innere Sicherheit sowie Leiter und Verwalter der Gulags war.



Vorzone

Der Mensch im Lager zählte jeden Tag und wartete sehnsüchtig auf die Freiheit, und plötzlich – das Dokument über die Haftverlängerung! Etwas Ähnliches erlebten die Russlanddeutschen auch, als man ihnen den Befehl über die Verbannung „auf ewig“ verlas.



Sondersiedlung „auf ewig“

Der schwarze Tag, der 28. November 1948. Man verliest den Erlass des Obersten Sowjets der UdSSR über die Sondersiedlung „auf ewig“ der deportierten Völker. Im Saal herrscht Grabesstille, die ab und zu vom Aufstöhnen der Frauen unterbrochen wird. Die Männer stehen, unfähig, ein Wort herauszubringen, und schweigen.

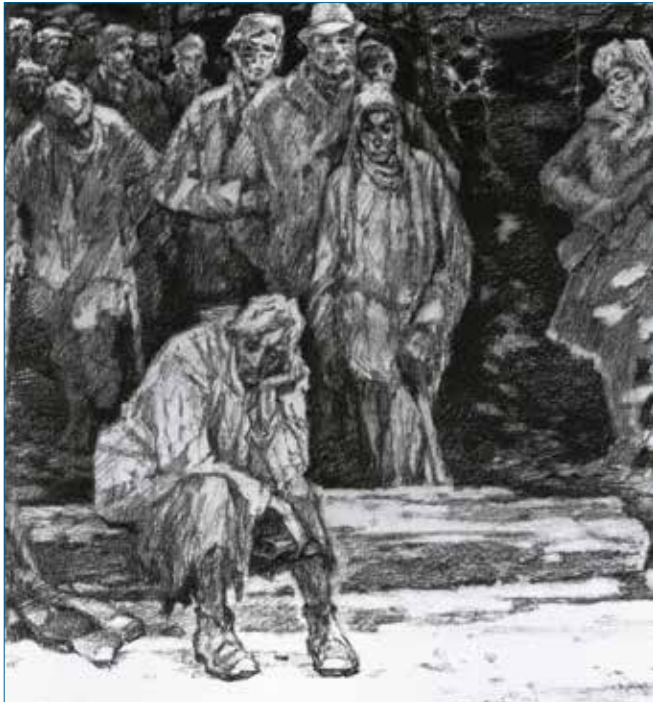
Dieser Erlass zerstörte das Schicksal von Millionen Menschen; er erhob Gewalt und Genozid zum Gesetz und rechtfertigte sie. Die Sondersiedler waren nun der „legitimen“ Ablehnung ihrer Mitbewohner ausgesetzt. Man misstraute ihnen, verdächtigte sie und hasste sie sogar.



Triptychon

nach Motiven von Warlam Schalamow (russischer Schriftsteller, Oppositioneller und Dissident in der Sowjetunion). Bilder von links oben im Uhrzeigersinn:

- **Glaube nicht**
- **Fürchte dich nicht**
- **Bitte nicht**



Politemigranten

Deutsche Antifaschisten, die während des Hitler-Regimes in die UdSSR gekommen waren. Die sowjetische Regierung bot ihnen eine zuverlässige Zuflucht – im Gulag.



Entkulakisierte

Deutsche Familien, die in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts als Großbauern von überall her in den Ural, nach Sibirien und Kasachstan auswandern mussten, wurden zu Beginn des „Großen Vaterländischen Krieges“ bei der Bildung der Arbeitsarmee neuen Repressionen ausgesetzt.

Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR vom 7. Oktober 1942 über eine zusätzliche Mobilisierung von Deutschen für die Volkswirtschaft der UdSSR (Auszüge):

1. Deutsche Männer im Alter von 15 bis 16 und 51 bis 55 Jahren und tauglich für körperliche Arbeit, sowohl jene, die aus den zentralen Gebieten der UdSSR und aus der Republik der Wolgadeutschen in die Kasachische SSR und die östlichen Gebiete der RSFSR umgesiedelt worden sind, als auch jene, die in anderen Gebieten, Regionen und Republiken der Sowjetunion leben, werden zum Einsatz in den Arbeitskolonnen für die gesamte Dauer des Krieges zusätzlich mobilisiert.

2. Zusätzlich wird eine Mobilisierung von deutschen Frauen ab 16 bis einschließlich 45 Jahre zum Einsatz in Arbeitskolonnen für die gesamte Dauer des Krieges vorgenommen. Von der Mobilisierung sind schwangere deutsche Frauen und Frauen mit Kindern unter drei Jahren freizustellen.

7. Die auf Grund dieses Beschlusses mobilisierten deutschen Männer werden zur Arbeit in den Betrieben der Trusts „Tscheljabinskugol“ und „Karagandaugol“ des Volkskommissariats der Kohleindustrie verpflichtet. Die mobilisierten deutschen Frauen werden in Betrieben des Narkomneft (Volkskommissariat der Erdölindustrie) auf Grund der Vorgaben dieses Volkskommissariats verpflichtet.



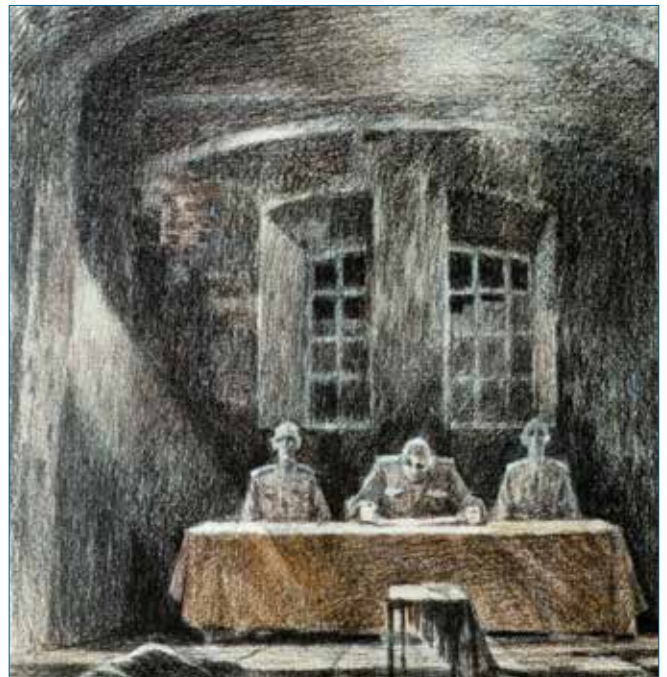
Verhaftet wegen des Verdachts, ein Pole zu sein

Ich denke, damit ist alles gesagt. Aber ich weiß, was dieser Mensch fühlt, besonders wenn sich dieser Verdacht bestätigt.



Baubataillon. Personal

Unser Baubataillon war sehr bunt zusammengewürfelt. Es überwogen Usbeken, Tadschiken und Koreaner, die nie Armeedienst geleistet hatten. Sowjetdeutsche Militärs, Menschen, die ihren Wehrdienst absolviert hatten, die vereidigt waren, die an der Front des „Großen Vaterländischen Krieges“ gekämpft hatten, waren in der Minderheit. Zusammen zu leben und zu arbeiten, war sehr schwer, und derartige „Truppen“ zu befehligen, war ebenfalls nicht leicht.



Troika – OSO*

Das bis zum Absurden getriebene Böse. Im Lager scherzte man: Für das „Nein“ gibt es kein Gericht, aber es gibt die „OSO“ – die Sonderberatung.

A.I. Solschenizyn schrieb, dass sie keine Urteile fällte, sondern nur (!) administrative Strafen auferlegte – von 10 bis 25 Jahren Haft bis zum Tod durch Erschießen.

* OSO: Die Sonderberatung beim NKWD der UdSSR war das außergerichtliche Organ, das die Vollmacht hatte, Anschuldigungen als „öffentlich gefährliche Verbrechen“ zu betrachten und die entsprechenden Urteile zu fällen.

Das Triptychon „Uralisches Babylon“



Linker Teil: Bautrupp 687.



Rechter Teil: Die Zone. In der Arbeitsarmee.



Mittelteil: Uralisches Babylon.

Das Sprachgewirr im biblischen Babylon war verderblich für die Stadt und die Menschen. In den Ural wurden zu Beginn der 1940er Jahre Menschen der verschiedensten Nationalitäten deportiert, aber sie verstanden einander gut, weil sie ihr großes Leid einte.

Viktor Schnittke

Ich habe gesprochen mit hundert Stimmen,
und keine war ich.
Ich habe geschwiegen mit tausend Stimmen,
und jede war echt.

Und doch ist mir manchmal,
als übt' ich Verrat
an mir und den Meinen,
als gäb' ich dadurch
uns alle dem Nichtsein preis.



Requiem

Mit der Zeit werden immer mehr geheime Orte entdeckt, an denen Menschen in jenen Jahren erschossen wurden. Man entdeckt immer neue Massengräber. Den unzähligen Opfern des Totalitarismus widme ich dieses letzte Blatt meiner Serie. Mit schmerz erfüllttem Herzen „hätte ich gern alle mit Namen genannt“. (A. Achmatowa, „Requiem“)

Die Gesamtzahl der deutschen Zwangsarbeiter lag bei etwa 350.000, jeder Dritte aus dieser Volksgruppe befand sich demnach während des Kirges in Arbeitslagern. Die Einberufungsquote lag für Männer bei 80 bis 90 Prozent, für Frauen bei etwa einem Drittel der entsprechenden arbeitsfähigen Jahrgänge. Für Frauen, die weniger als drei Kinder bzw. keines unter drei Jahren hatten, lag die Einberufungsquote bei nahezu 100 Prozent.

Entschädigung für ehemalige deutsche Zwangsarbeiter

In seiner Sitzung am 6. Juli 2016 hat der Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages beschlossen, deutschen Staatsbürgern, die zwischen dem 1. September 1939 und 1. April 1956 Zwangsarbeit für einen ausländischen Staat verrichten mussten, einen symbolischen Anerkennungsbetrag in Höhe von 2.500 Euro zu gewähren.

Damit wurde eine Entscheidung des Deutschen Bundestages vom 27. November 2015 umgesetzt. Ehegatten und Kinder von Anspruchsberechtigten, die nach diesem Stichtag verstorben sind, können diese Zuwendung ebenfalls beantragen. Es ist eine Zahlung, die nicht auf Sozialleistungen angerechnet werden darf.

Von besonderer Bedeutung ist diese Entscheidung für deutsche Heimatvertriebene und Aussiedler, die unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit verrichten mussten und nur mit viel Glück und eisernem Willen überlebten.

Die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland begrüßt diese Entscheidung als humanitäre Geste mit Symbolgehalt, die einer größeren Öffentlichkeit bewusst macht, was viele Deutsche ohne jede Schuld zu erdulden hatten.

Wir schließen uns darüber hinaus der ursprünglichen Forderung des Bundes der Vertriebenen an, einen Entschädigungsfonds einzurichten, an dem sich auch Staaten beteiligen sollten, die Zwangsarbeit angeordnet haben, und Unternehmen, die von dieser Zwangsarbeit profitiert haben.

**Pressemitteilung
der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.**

Mit Blut getränktes Brot



Unter dieser Überschrift berichtet der ehemalige deutsche Trudarmist Gottlieb Eirich (Bild; geb. 28. Januar 1925 in Schwed, Wolgarepublik, gest. 20. Januar 2016 in Schweinfurt, Bayern) über sein Leben in der Trudarmee. Nachstehend ein Auszug:

„... Am anderen Morgen wehte wieder ein eiskalter Wind, verbunden mit nassem Schnee, der bis auf die Knochen durchdrang. Die löchrigen Wattejacken der Arbeitsarmisten boten nur wenig Schutz gegen die Kälte. Die Männer gingen, sackten zusammen und erhoben sich wieder, um, am Ende ihrer Kräfte, aber noch am Leben, die Bahnstation Phosporitnaja zu erreichen.

Durch das Tor verließen wir das Lager und gingen langsam zu den Sümpfen, durch die ein Weg aus Holzstämmen und Ästen gelegt war. Hier blieb ich stehen und warf einen Abschiedsblick auf den Sandinsel-Friedhof, über die akkurate Reihe der ungefähr 100 Hügelgräber und den langen Laubwald, in dem man die Arbeitsarmisten schichtweise begraben hatte.

Auf dem Gräberfeld ragte ein einziges Grabmal aus Lärchenpfosten empor, das mit einer Inschrift versehen war. Es war das Grab meines Freundes Wolodja, unseres Komsomolleiters und Brigadiers. Als Komsomolze hatte er in seinen Schuljahren an das kommunistische System geglaubt. Aber auch als Komsomolze wurde er als ‚Verräter‘ deportiert, er musste, wie alle Deutschen, Not, Hunger und Demütigungen bis zu seinem Tode ertragen.

Von 496 angekommenen Arbeitsarmisten waren in zwei Monaten 136 zugrunde gegangen.

Nein, nicht im Krieg waren sie gefallen, sie waren ums Leben gekommen durch brutale Zwangsarbeit, Hunger, Not und von der Lagerleitung absichtlich hervorgerufene Krankheiten.“

Ilona Walger

Die Verbannung

Es war an einem Sonntagmorgen im Juni des Jahres 1957, nach meinem Abiturabschluss. Meine Mutter und ich saßen auf der Bank vor unserem Haus, und ich teilte ihr meine Pläne hinsichtlich der Zukunft mit. Die Sonne schien freundlich, der Flieder blühte prächtig, und die Bienen, Hummeln und Wespen, lichtgraue Körper, umschwärmten den Fliederbusch in unserem Garten. Es sah so friedlich und idyllisch aus, dass ich felsenfest glaubte, dass meine guten Zukunftspläne in Erfüllung gehen würden.

Ich wollte weiter an der Hochschule in Moskau Fremdsprachen studieren. Moskau bot eine glänzende Ausbildung und gute Chancen für meine Zukunft. Meine Mutter warnte mich vor diesem Schritt, weil sie befürchtete, dass ich als Deutsche überhaupt keine Chance zu studieren hätte, noch dazu in Moskau.

Ich wusste, dass meine Eltern sehr viel Schlimmes erlebt hatten und im Jahr 1941 bei Nacht und Nebel ihre Heimat an der Wolga verlassen mussten. Seitdem waren viele Jahre vergangen, doch die rechtliche Lage der Deutschen in der Sowjetunion war unverändert geblieben. Sie durften in ihre Heimat an der Wolga nicht zurückkehren. Aber seit einem Jahr brauchten sich die Deutschen nicht mehr bei der Kommandantur (Polizeistelle) zu melden.

„Ach, Mutti, rede doch keinen Blödsinn. In der Verfassung der Sowjetunion steht schwarz auf weiß, dass alle Bürger und Bürgerinnen des Landes, unabhängig von der Nationalität, gleiche Rechte auf Bildung, Arbeit, Erholung etc. haben. Und ich werde den Versuch wagen!“, sagte ich zu ihr in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

„Hast du die Schwierigkeiten, Erniedrigungen und Demütigungen als Deutsche in der Schule schon vergessen?“, antwortete meine Mutter

Aber ich war jung, trotzig und wollte die Schwierigkeiten nicht wahrhaben. Im August fuhr ich nach Moskau und legte die Prüfungen mit glänzenden Noten ab. Umso mehr war ich enttäuscht, als mein Name in der Aufnahmelisten nicht aufgeführt war. Ich wollte es nicht glauben, es ging nicht in meinen Schädel hinein, dass ich zum Studium nur deshalb nicht zugelassen wurde, weil ich eine „Nemka“ (Deut-

sche) bin. Der Beruf als Fremdsprachenlehrerin war für die verhassten „Faschisten“ tabu. Die Befürchtungen meiner Mutter hatten sich bestätigt.

Herbstlich war es, zu schnell war es gegangen nach den wundervollen und warmen Tagen des Augusts. Es wurde plötzlich kalt und regnerisch. An einem Montagmorgen Anfang September saßen wir am Frühstückstisch. In der Stube war es angenehm und warm. Draußen war es kühl, aber trocken. An diesem Tag sollten wir die Kartoffeln in unserem Garten ernten. Ganz vorsichtig sprach ich die Mutter an, mir von der Verbannung zu erzählen. Mein Vater war schon weg. Er arbeitete als Buchhalter in der Waggonfabrik. Über das Gesicht meiner Mutter huschte ein Schatten von Traurigkeit, gepaart mit einem Hauch von Bitterkeit. Ihre Stimme kam wie aus weiter Ferne, abgerissen, als müsste sie jedes einzelne Wort mit Mühe suchen:



Ilona Walger

„Kurz vor deiner Geburt, nämlich am 23. August 1939, wurde der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion geschlossen. Die Wolgadeutschen hatten auf eine Verbesserung ihrer Lage gehofft, die Hoffnung wurde aber vom Ausbruch des Krieges überschattet. Zwei Monate vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges hatten wir in Marxstadt, wo du geboren bist, ein Häuschen gekauft.

Eines Tages mitten im August 1941 kam Vater früher als üblich von der Arbeit nach Hause, fürchterlich aufgeregt.

Der verleumderische Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR „Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen“ vom 28. August 1941 stellte die Wolgadeutschen und letztendlich die ganze Volksgruppe für Jahrzehnte schuldlos an den Pranger. Durch ihre verheerenden Folgen besiegelten die Deportationen den Untergang der Deutschen in der Sowjetunion und markierten einen tiefen, bis in die Gegenwart nachwirkenden Einschnitt in der russlanddeutschen Geschichte. Deportation, Sondersiedlung und Arbeitsarmee sind Begriffe aus dem Alltag dreier Generationen von Russlanddeutschen – der unmittelbar Betroffenen, ihrer Kinder und Enkel. Jede russlanddeutsche Familie hatte Opfer der Willkürherrschaft in der Sowjetunion zu beklagen.

Für die Deutschen in der Sowjetunion war der deutsch-sowjetische Krieg eine Katastrophe, die einen jahrzehntelangen Opfergang der Volksgruppe heraufbeschwor. Die Zwangsumsiedlung, die sich letztendlich in der Vertreibung zementierte, blieb nicht auf die Wolgadeutschen beschränkt. Auch die Deutschen auf der Krim, in Teilen der Ukraine und im Kaukasus sowie in den Gebieten Leningrad, Moskau oder Rostow am Don erlebten das gleiche Schicksal. Zehntausende starben einen qualvollen Hunger- und Schwächetod während der Deportation, in den Konzentrationslagern der Arbeitsarmee im Hohen Norden, in den Bergwerken des Urals und Sibiriens, in den Wäldern der Taiga und in den Sandwüsten Mittelasiens. Den menschlichen Verlusten folgte der Verlust der Sprache, Kultur und nationalen Identität.

Die nachstehenden Geschichten stehen exemplarisch für zahlreiche weitere Schicksale von Russlanddeutschen und wurden der Redaktion von den Lesern der Verbandszeitschrift der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, „Volk auf dem Weg“, zugeschickt.

Er war Lehrer für Mathematik. „Mina, ich habe eine schlimme Nachricht mitgebracht. Es wird hinter vorgehaltener Hand erzählt, dass man uns Deutsche baldmöglichst nach Sibirien deportieren würde. ‚O je, o je, die Schulden für das Haus... Und das berühmte Sibirien... Wie Hunde werden wir verjagt...‘ klagte Vater.“

Meine Mutter sagte, ich sei kreidebleich im Gesicht geworden und habe kein Wort herausgebracht. Und sie erzählte weiter:

„Bald darauf kam der unmenschliche Vertreibungserlass. Die Nachricht, die mein Vater mitgebracht hatte, war also keine Ente gewesen.“

Am 30. August 1941 wurde in der Zeitung ‚Nachrichten‘ der Erlass des Präsidiums des obersten Sowjets der Sowjetunion ‚Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen‘ veröffentlicht. Die Wirkung dieses Erlasses war verhängnisvoll und grausam. Die Deutschen des Landes wurden als ‚Diversanten und Spione‘ abgestempelt, und diese ‚Diversanten und Spione‘ wurden in aller Eile nach Sibirien und Kasachstan deportiert.

In diesem schrecklichen Jahr 1941 war der Sommer heiß. Eine außergewöhnlich reiche Ernte stand bevor. Die Weizenfelder waren goldgelb, und die Ähren waren prallvoll mit Körnern. Die Ernten der Kartoffeln, Sonnenblumen und Wassermelonen standen vor der Tür.

Und jetzt mussten wir alles zurücklassen, Haus und Hof, das Vieh, die Heimat, und dorthin ziehen, wo der russische ‚Bauer Makar‘ die Kälber nicht weidet (*etwa: Wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.*), nach Sibirien, in die Ungewissheit.

Man gab uns nur drei Tage für die Vorbereitung. In aller Eile wurden das Kleinvieh und die Schweine geschlachtet, gekocht, gegart und geräuchert, mit einem Wort, es wurde ein Reiseproviant vorbereitet. Die Kühe, die Kälber, die Pferde und anderes Vieh wurden freigelassen. Die Kühe brüllten schrecklich, weil ihre Euter voller Milch waren; keiner konnte sie melken, sie hatten sich



Viktor Hurr: In der Verbannung.

mit Getreide überfressen und verenden. Auf einen Schlag wurde alles vernichtet.

Nach drei Tagen wurden wir mit allen Kindern und anderen Familien in Fuhren nach Engels gebracht, dort in Viehwaggons verladen und abtransportiert. Chaos, Klagen, Geschrei, Leid und Kummer, Gedränge, weinende Kinder, kranke Großmütter und Großväter, hasserfüllte Milizionäre – wohin man auch schaute, ein Bild des Jammers.

Auch Zorn und Wut breiteten sich aus. Die Deutschen konnten es nicht fassen, dass man sie jetzt nach eineinhalb Jahrhunderten, in denen sie mit ihren fleißigen Händen die öde Steppe an der Wolga in blühendes Land verwandelt hatten, in eine Gegend deportierte, in der das Überleben kurz vor Ausbruch des Winters nicht gesichert war.

In Engels wurden uns die Pässe abgenommen. Nun waren wir Niemande. Erst zehn Jahre nach Kriegsende erhielten wir die Pässe wieder. Es war bitter.“

Eine Weile schloss meine Mutter die Augen. Ihre Stirn lag in Falten, die Wangenknochen traten beängstigend hervor. Erst ganz allmählich entspannten sich ihre Züge. Als sie wieder zu sprechen anfang, klang ihre Stimme unendlich traurig:

„Nach einer dreimonatigen schrecklichen Fahrt kamen wir halbnackt und hungernd in Rubzowsk im Altaigebiet an. Diese Fahrt in die zukünftige ‚Heimat‘, das ewige Exil, werde ich niemals vergessen. In einem Viehwaggon wurden bis zu sechzig Familien wie die Heringe in einem Fass zusammengepfercht. Wochenlang mussten wir unsere menschlichen Bedürfnisse in den Waggons verrichten. Das Stroh, auf dem wir saßen und das uns auch als Bett diente, war immer nass. Die Läuse, die Flöhe, der fürchterliche Gestank, die Kälte, das karge, trockene Brot und vor allem die Ungewissheit machten auch gesunde Menschen depressiv, seelisch und physisch krank.“

Wieder war es einige Minuten still zwischen uns. Auch ich sagte kein Wort. Dann fuhr meine Mutter fort:

„Am Tag unserer Ankunft herrschte klirrender Frost.“

Die Erde war tief gefroren, wir hatten minus 40 Grad Celsius. An der Station Rubzowsk machte der Zug Halt. Mit einer Stimme, in der deutlich Hass und Verachtung mitschwangen, befahl der bewaffnete Milizionär der Liste nach sechs Familien, auszusteigen. Darunter waren auch wir.

Alle stiegen aus und sahen ringsum nur ein weißes Schneefeld. Eine weiße Einöde weit und breit, und kein Hauch von Leben war zu sehen. Nun standen wir da, hilflos einem unbekannten Schicksal ausgeliefert. Wir waren verlassen und verloren und kamen uns in dieser Schneestepp vor wie ein hoffnungsloses Bündel Elend.

Der Zug fuhr ab. Wir hatten seit Monaten nichts Warmes mehr zu essen bekommen und waren nur leicht gekleidet. Die Behörde, die die Vertreibung organisiert hatte, sagte uns, dass wir innerhalb von zwei Tagen am neuen Ort ankommen würden und warme Kleidung überflüssig wäre.

Zum Glück war der Himmel klar, und es sah nicht nach einem Schneesturm aus. Aber das eisige Sibirien ist unberechenbar. Ich zitterte vor Kälte am ganzen Körper, drückte dich fest an meinen Körper und hatte Angst, dass du wie ein gefrorenes Stück Fleisch aus meinen Händen zu Boden fallen würdest. Walter, dein Bruder, zappelte an meinem Rock und weinte bittere Tränen.“

Entsetzt schaute ich meine Mutter an. Ein schreckliches Bild erschien vor meinen Augen: eine menschenleere Schneestepppe, beißende Kälte und ein eisiger Wind, der unaufhaltsam durch die weite Schneeöde wehte. Mitten in dieser Wildnis ein elendes Häufchen Menschen, schlecht gekleidet, darunter auch meine Eltern und wir Kinder, zum Sterben verdammt.

Ich fühlte, wie die Kälte in mich kroch, unweigerlich durch jeden noch so kleinen Spalt, der sich in den Kleidungen dieser Menschen öffnete, und von dort sank sie weiter direkt auf die Haut, ließ sich dort nieder, sickerte in tiefere Schichten und sorgte für ein stetiges und immer schneller werdendes Erkalten.

Eine ganze Weile saßen wir uns schweigend gegenüber. Dann schaute meine Mutter auf und erzählte ziemlich fließend weiter:

„Plötzlich sahen wir in der Ferne einen schwarzen Punkt, der sich langsam auf uns zu bewegte und immer größer wurde. Es waren Menschen, die sich uns näherten. O Gott! Wir sind gerettet, mein Herz klopfte vor Freude immer schneller. Bald standen vor uns sechs Bauern, schnauzbärtig, in langen Schafspelzen und mit Pelzmützen bekleidet. Ihre Hände steckten in Fausthandschuhen aus Pelz und ihre Füße in Filztiefeln.

„O Gott, o Gott! Das sind ja Menschen! Uns wurde gesagt, die Deutschen sehen dem Teufel ähnlich und haben vorne große Hörner. Aber ihr seid ja normale Menschen!“, äußerten sich die einfachen Leute vom Land erstaunt.

Sie betrachteten uns mitleidig und gleichzeitig skeptisch. „Mütterchen, du kommst mit mir, komm schneller, dein Kind ist blau gefroren, wickle es in meinem Schafspelz ein“, sagte einer der Bauern und zog dabei seinen Schafspelz aus und reichte ihn mir. Unter dem Schafspelz trug er eine Fufaika (*gesteppte Jacke aus Baumwolle*).

Ich verstand kein Wort und doch trippelte ich hinter dem Mann her. Es war der alte Tatarnikow. „Schneller, schneller, der Schneesturm bricht bald



In ihren Büchern „Die Apfelbäume blühen laut“ und „Mein Lächeln für Sibirien“ berichtete Ilona Walger über ihr Leben in der Sowjetunion.

los“, sagte er und zeigte mit dem Finger auf die dunkelschwarze Wolke, die sich plötzlich am Himmel auftürmte.

Nach einer Stunde Marsch durch den tiefen Schnee kamen wir bei einer Erdhütte an. Die Gucklöcher waren zugeschnitten. In der Hütte war es dunkel. Es roch stark nach Kuhstall. Die Luft war stickig, aber immerhin war es warm.

Eine kleine alte Frau, die wie eine geschrumpfte Kartoffel aussah, kam uns entgegen. „Pelageja“, stellte sie sich vor und reichte mir die Hand. Mitten in der Stube protzte der schwarz verrußte Ofen. Die Stube diente gleichzeitig als Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Viehstall.

Die beiden Alten schliefen oben auf dem Ofen, das Vieh (ein Kalb, eine Ziege und ein paar Hühner) lagen ruhig und zufrieden neben dem Ofen. Ein grob gezimmerter Tisch, vier Hocker und eine Bank, auf der die Eimer mit Trinkwasser standen, das war das Hab und Gut der Familie Tatarnikow.

„Komm her, Deutsche, setz dich an den Tisch und iss unsere russische Schtschi. Ich habe Sauerkohlsuppe ohne Fleisch gekocht, sie ist noch heiß. Eine gute Kohlsuppe ist die Hauptsache... Unser Kohl schmeckt! Wir sind arm, aber etwas Warmes habt ihr sicher schon lange nicht mehr im Leib gehabt. Es wird deinem Mann, dir und deinen Kindern gut tun. Mein Gott, bist du mager und dünn. Was haben sie bloß mit euch Deutschen gemacht... Verbre-

cher, Spione kommen, hat man uns gesagt... Unglaublich, euch mitten in der Eiseskälte auszusetzen! O Gott, O Gott!“

Unsere neugierigen Bauern waren zur Station gegangen, nachdem ihnen der Dorfälteste mitgeteilt hatte, es würden ‚Teufel‘ ankommen – die Deutschen.

In einer dunklen Ecke hing eine Ikone, und eine kleine Lampe erleuchtete das Gesicht der Mutter Maria. Die alte Tatarnikowa betete laut und inbrünstig: ‚Mütterchen Maria, schütze diese unschuldigen Menschen vor dem bösen Blick!‘ Dann machte sie den Ofenschieber auf, nahm die lange Topfgabel und holte einen Topf mit der Kohlsuppe heraus. Mit einer Kelle füllte sie die große Schüssel mit der dampfenden Schtschi und stellte sie auf den Tisch. Mmh – wie die Kohlsuppe duftete! Wir aßen sie so gierig, dass wir uns oft verschluckten. Diese russische Schtschi war für uns Ausgehungerte etwas ganz Köstliches. Sie war so heiß und stark gepfeffert, dass ich oft husten musste.

Allmählich bekam mein Gesicht wieder Farbe. Diese erste Kohlsuppe, ohne Fleisch und ohne jegliche Fettaggen, scharf gepfeffert, heiß wie die Hölle, schmeckte unvergesslich gut. Diese Bekanntheit mit Russen und ihrer Küche werde ich in meinem Leben nicht vergessen.

Nun begann das Leben in der neuen ‚Heimat‘ Sibirien – kalt, ungemütlich, trostlos und Hunger an jedem Tag. Das Dorf Lawrentjewka war unsere erste Sondersiedlung, in der wir wie Sträflinge festgehalten wurden. Fortan warteten auf uns Diskriminierung, Erniedrigungen, Kommandantur, Hass, Arbeitslager und Tod.

Diese Verbannung ins Land der ewigen Kälte und der Schneestürme führte für viele Deutsche in der damaligen Sowjetunion in den Tod. Den bitteren Kelch mussten wir bis zur Neige leeren. Still und ohne zu klagen mussten wir alle Repressionen und Schikanen über uns ergehen lassen.

Gegen diese brutale sowjetische Macht, dieses totalitäre Regime waren die Menschen in diesem Land machtlos.“

Meine Mutter verstummte, und ich sah, wie große Tränen über ihr Gesicht perlten, die sie mit einem Taschentuch abwischte. Ich konnte kein Wort herausbringen. Es war das erste Mal, dass ich mir die Geschichte der Vertreibung der Deutschen aufmerksam anhörte. Später schrieb ich das von meiner Mutter Erzählte in meinem Tagebuch nieder, damit es nicht in Vergessenheit geriet.

Nina Paulsen (nach Aufzeichnungen von Johannes Weiz)

Johannes Weiz: „In sechs Brigaden war nach einigen Monaten die Hälfte der Männer tot.“

Seit 1995 lebt der passionierte Hobbykünstler und Imker Johannes Weiz in Bad Honnef (NRW). Sein Leben lang war er im Gesundheitswesen des Gebietes Omsk tätig. Seine medizinische Laufbahn begann allerdings mit dem Studium schon vor dem Krieg und nahm in den Kriegs- und Nachkriegsjahren einige gefährliche Wendungen – der deportierte Wolgadeutsche sammelte seine ersten beruflichen Erfahrungen in Arbeitslagern. Dabei schaute er selbst nicht nur einmal dem Tod in die Augen, aber noch häufiger musste er ohnmächtig zusehen, wie seine Landsleute unter unmenschlichsten Bedingungen zu Hunderten ihr Leben lassen mussten.

Johannes Weiz wurde 1923 in Schöntal, Kanton Krasny Kut der ASSR der Wolgadeutschen, in einer Bauernfamilie mit sechs Kindern geboren. 1932 übersiedelte die Familie nach Engels (damals Hauptstadt der Wolgadeutschen Republik), wo der Vater als Buchhalter im Volkskommissariat für Landwirtschaft angestellt wurde. Schon 1934 wurde er mit seiner Familie in die Hussenbacher MTS versetzt. In der dortigen Schule entdeckte Johannes Weiz für sich die Liebe zum Zeichnen und Malen, die ihn sein Leben lang begleiten sollte.

1938 begann er sein Medizinstudium am Engelser Medizinischen Technikum. Als der deutsch-russische Krieg ausbrach, stand er gerade mitten in den Prüfungen, die er noch erfolgreich ablegen konnte. Der Erlass vom 28. August 1941 über die Deportation der Wolgadeutschen war für ihn und seine Landsleute ein Schlag ins Gesicht.

Am 4. September 1941 stand auch die Familie Weiz bereit zum Abtransport hinter den Ural mit dem sibirischen Omsk als Endstation. Johannes Weiz war gerade 18 geworden. Im Dorf Rosa Luxemburg, Gebiet Omsk, wurde die Familie vorläufig bei ortsansässigen Deutschen einquartiert. Es war noch

Erntezeit, so dass die Deportierten mit aufs Feld mussten. Die Familie Weiz baute sich wie andere Deportierte auch aus Rasendecken eine Erdhütte, in der alle in einem Raum Unterschlupf fanden. Aber auch das dauerte nicht lange.

Schon in den ersten Januartagen wurde der junge Weiz in die NKWD-Arbeitskolonne mobilisiert. Im Viehwaggon ging es zum Eisenbahnbau in der Nähe von Omsk, danach in die Arbeitslager bei Tjumen, Swerdlowsk und Nischnij Tagil mit der Endstation Iwdel-Lag, womit er in einem der nördlichsten Arbeitslager gelandet war: sechs niedrige Baracken, in jeder bis zu 150 Personen, umzäunt von vier Meter hohen Holzpfählen und drei Reihen Stacheldraht, Wachtürme mit Schützen und Scheinwerfern an den Ecken. Nachts übernahmen zusätzlich von den Leinen gelassene Schäferhunde die Bewachung. Wer die Flucht riskierte, landete im Karzer außerhalb des Lagers. Die Leichenhalle war gleich nebenan in der Nähe des Friedhofes.

Johannes Weiz, der eine abgeschlossene Feldscherausbildung hatte, wurde einer der Sanitätsabteilungen zugeteilt. „Zu Beginn waren in unserem Lager 840 Trudarmisten. Die meisten wurden als Holzfäller im Wald eingesetzt. Sechs

Brigaden zu je 25 Mann schufteten in der Manganerzgrube; von diesen war bis 1943 aufgrund der unmenschlichen Arbeitsverhältnisse und kargen Essensrationen die Hälfte tot. Die Zwangsarbeiter, die weder Rechte noch eine Stimme hatten, starben an Hunger und Krankheiten wie Silikose (Quarzstaublunge) oder den Vitaminmangelkrankheit Skorbut und Pellagra sowie bei Unfällen im Wald und in der Grube“, erzählt Weiz.

Nach einem Jahr in der Sanitätsabteilung fiel Weiz in Ungnade. Im Januar 1943 wurde er verhaftet und der „Sabotage“ aufgrund „unverhältnismäßig vieler“ Krankschreibungen unter den Lagerarbeitern beschuldigt, was den Produktionsplan gefährde. Bis zur gerichtlichen Untersuchung wurde er unter Arrest gestellt und landete zuerst im Lagerkarzer und kurz darauf im Gefängnis im Nordural in einer kalten, feuchten Zelle. Bei den täglichen Verhören, die sechs Wochen andauerten, wollte man von ihm wissen, wer ihn zur „Sabotage“ angestiftet hätte.

Letztendlich wurde Weiz entlassen, zurück nach Iwdel, wo er zuerst in einem Gesundheits-Sanierungs-Punkt für geschwächte Arbeitsarmisten drei Wochen lang zu Kräften kommen musste. Die möglichen Gründe für seine wundersame Entlassung aus dem Gefängnis erfuhr Weiz erst später: In seiner Abwesenheit mussten nach wie vor zahlreiche Lagerarbeiter krankgeschrieben werden; es gab eine interne Untersuchung, bei der man wohl einsah, dass er keine Sabotage betrieben hatte.

So wurde Johannes Weiz auch in den folgenden Jahren in Sanitätsabteilungen verschiedener Arbeitslager eingesetzt. 1947 wurde er aus der Zwangsarbeit entlassen und durfte zu seinen Eltern nach Omsk, wo er eine Zeitlang als Leiter der Grünfelder Ambulanz für die medizinische Betreuung zweier Dorfsowjets mit drei deutschen und vier kasachischen Dörfern zuständig war.



Johannes Weiz (hinten rechts) nach der Entlassung aus der Arbeitsarmee 1948 mit seiner Familie.

Emma Kromm (geb. Hölzer)¹

„Das zu überleben ist arg...“ – vergessene Tragödien russlanddeutscher Familien



Mutter Maria Hölzer (Mitte) mit ihren minderjährigen Kindern in der Verbannung 1943 in Katenis (v.l.n.r.): Eduard, Arnhold, Erna, Emma, Enkel Walter und Schwiegertochter Maria, geb. Wall (Ehefrau des Sohnes Heinrich).



Heinrich Hölzer 1940 in Engels, 1943 im Iwdellag verhungert.

Liebe, teure Geschwister, haben gestern Abend euren Brief vom 24. November [1943] mit Freude und Trauer erhalten. Liebe Geschwister, die Mama lebt nicht mehr. Sie starb den 3. Dezember. Sie starb ganz still. Ein Tag hat sie gelegen, ohne gesprochen und die Augen aufgemacht. Versorgt hab ich sie immer. Habe sie gebadet. Und alle Tage mit heißem Wasser die Füße gewaschen, da konnte sie auch schnell aus dem Bett, sie hat schon manchmal mit uns am Tisch gegessen... Ich war so froh, dass sie schon so viel besser war. Ich und die Mama haben im Bett gelegen des Morgens, wenn wir wach sind geworden, haben wir gesungen... Dann war ich immer so glücklich, dass ich noch eine Mutter hatte, sie war auch so froh, dass ich zu Hause bei ihr war. Sie sagt oft, was wäre ich doch ohne meine Kinder... Die Mama ist tot. Nur wir vier Kinder sind noch, wenn ich mich rein denke, ist's zum Verrückt werden. Ich habe heute Nacht mir ein Kopf angedenkt, wie mit dem Essen und dann. Mit dem Futter fürs Rind, ist dies Jahr zu wenig Futter. Der Arnhold ist heute nach Semsaimka, die Mama austun lassen (Sterbefall bekannt geben). Sie hat euer Kärtchen (Foto), wo ihr euch abnehmen habt lassen, so oft betrachtet. Ich habe schon wenig Hoffnung, dass wir noch mal zusammenkommen. Das zu überleben ist arg. Vom Papa bekommen wir keine Briefe...

Diesen Brief schrieb meine Schwester Erna Hölzer am 7. Dezember 1943 aus der Sondersiedlung in Katenis (Russland, Zentralasien) an unsere Schwestern Lydia und Maria, die in Sysran in der Arbeitsarmee Zwangsarbeit leisten mussten.

Erna, kurz davor 16 Jahre alt geworden, war mit mir und unseren beiden

Brüdern Arnhold und Eduard, mit 14 und 13 Jahren noch Kinder, unter den schrecklichen Bedingungen der Verbannung ohne Mutter zurück geblieben. Ich war gerade mal fünf Jahre alt.

Der Brief ist einer von einigen wenigen aus den Arbeitslagern und den Vertreibungsorten, die in unserer Familie erhalten geblieben sind. Die darin doku-

mentierte Trauer meiner Mutter Maria Hölzer (1893-1943), die trotz größter Anstrengungen und Entbehrungen ihren Kindern kaum helfen konnte und in der Verbannung umkam, die Klagen ihres verhungerten Sohnes Heinrich Hölzer (1913-1943) aus dem Lager Iwdellag und insbesondere die Briefe von Erna (1927-1950), die die ganze Not der Kinder aufs Grausamste illustrieren, sind erschütternde Dokumente dieses menschlichen Leids und der Katastrophe, in die wir unverschuldet hineingestoßen wurden.

Es ist schwer, das ganze Ausmaß der menschlichen Tragödie in wenigen Worten zu schildern – die Tragödie einer wolgadeutschen Familie, einer von vielen, die im Herbst 1941 aus dem Wolgagebiet in die unwirtlichen Regionen Sibiriens und Kasachstans deportiert wurden.

Unsere Familie Hölzer ereilte das Schicksal am 9. September 1941, als wir aus Lindenau über die Station Besymenaja mit dem Zug Nr. 782 nach Sibirien, zunächst nach Tschany, transportiert

wurden. Nach wochenlanger Fahrt im Güterwaggon mussten wir nach unserer Ankunft dort drei Tage unter freiem Himmel ausharren, ehe uns schließlich die Fuhren in das Dorf Katenis brachten – eine armselige sibirische Kolchosa. Und das Unglück nahm seinen Lauf...

Unser Vater Heinrich Hölzer (1887-1955) bekam zwar Arbeit in der Kolchosa, doch bereits ein Jahr später wurde ihm das zum Verhängnis. Nach einer Missernte im Herbst 1942 brauchte man einen Schuldigen – da kam ein Deutscher gerade recht! Unter falschen Anschuldigungen als „Saboteur“ wurde er zu drei Jahren Gefängnishaft verurteilt.

Mein Bruder Reinhold (1919-2001) wurde bereits am 27. Juni 1941 als Student in Engels verhaftet und überlebte zehn Jahre Zwangsarbeit, Misshandlungen, Hunger und Kälte im Gulag (Tashtagol, Nowosibirsk, Iskitim und Naryn).

Mein ältester Bruder Heinrich verhungerte im Arbeitslager Iwdellag als Arbeiter Nr. 8041 am 3. März 1943 – er war noch keine dreißig Jahre alt. Auch er hatte in Engels ein Studium absolviert und seit 1939 als Agronom die Lyssanderhöher MTS betreut.

Meine beiden Schwestern Lydia (1922-1999) und Maria (1925-2009) wurden 1942 ebenfalls zur Zwangsarbeit eingezogen und mussten Schwerstarbeit in den Wäldern Sibiriens verrichten.

Zurück am Verbannungsort blieb meine Mutter mit minderjährigen Kindern. Um nicht zu verhungern und den inhaftierten Familienmitgliedern zu helfen, musste sie ihre gesamte Habe gegen Lebensmittel eintauschen, wobei die Aktionen oft erfolglos blieben: „Der Arnhold und der Eduard kamen wieder zurück mit leeren Händen.“

Nachdem sie vom Tod ihres ältesten Sohnes Heinrich und der Erkrankung des inhaftierten Sohnes Reinhold erfahren hatte, brach die Mutter auf, um diesem einige mühsam zusammengesparten Lebensmittel zu überbringen. Von dieser „Reise“ handelt der einzig erhaltene Brief von ihr (vom 21. Juli 1943): Er beginnt mit den Worten:

„Liebe Kinder, ich finde kaum Worte, an euch zu schreiben. Den Kummer und die Sorgen um euch und uns kann ich nicht beschreiben, denn die Augen sind gefüllt mit Tränen, dass ich kaum sehe. Liebe Kinder, nehmt es nicht zu schwer

auf, dass ich so schreibe, und lasst Mut und Hoffnung nicht sinken.“

Reinhold schrieb über den schrecklichen Tod unseres ältesten Bruders später Folgendes:

„Mich erreichte die Nachricht im Mai (1943), als ich schon im Krankenbett lag. Ich las den Brief und konnte es nicht begreifen. Ich konnte nicht weinen. Erst nach einigen Tagen, als ich den Brief erneut las, konnte ich um meinen Bruder trauern. Heinrich war noch keine dreißig Jahre alt. Er hatte seinen Geburtstag im Juli. So früh musste er sich, als Unschuldiger, von seinem Leben verabschieden. Er wurde in einem Massengrab verscharrt, in Iwdel. Niemand kannte die genaue Stelle, keiner konnte ihm zum Andenken einen Blumenstrauß ans Grab legen – verschollen, verwaist liegt er in der sibirischen Erde.“

Nach all diesen traumatischen Ereignissen erlitt unsere Mutter im Spätsommer 1943 mit gerade mal 50 Jahren einen Schlaganfall, von dem sie sich unter den schrecklichen Bedingungen des Hungers und der medizinischen Unterversorgung nicht mehr erholen konnte.

Nun waren wir Kinder auf uns allein gestellt und mussten sowohl uns selbst als auch die kranke Mutter, so gut es ging, versorgen. Erna schrieb in dieser Zeit (am 3. Oktober 1943) an ihre älteren Schwestern:

„Ich warte immer, ihr sollt nach Hause kommen. Weil es bei uns so ohne Hilfe steht. Die Mama liegt auf dem Krankenlager, weiß nicht, lebt sie noch bis morgen. Aber es kann sich auch Jahre ziehen. Sie kann sich jetzt schon bisschen setzen. Sie spricht viel Wirres. Manchmal, wenn sie Eduard sagen will, sagt sie Reinhold. Sie hat so viel geweint... Liebe Geschwister, wir sind so verlassen. Keine Briefe. Vom Vater war der letzte im Juni. Liebe Geschwister, es müsst einer nach Hause... Kartoffeln reichen nicht...“

Der Tod der Mutter am 3. Dezember 1943 war für uns Kinder eine Katastrophe. Wir blieben zunächst alleine zurück. Meine beiden minderjährigen Brüder Arnhold und Eduard mussten in der Kolchosa Tätigkeiten verrichten, die ansonsten erwachsene Männer bewältigten. Sie haben uns vor dem Verhungern bewahrt, auch dann noch, als Lydia und Maria von der Zwangsarbeit zurückkehren konnten. Krank und



Die Schwestern Lydia (links) und Maria Hölzer in der Trudarmee in Sysran 1943.

vor Hunger aufgebläht, kam 1945 auch unser Vater zu uns zurück.

Wenn sich für viele die Lage nach Kriegsende gebessert hatte, so galt das nicht für uns. Wir waren weiterhin ständig vom Hunger bedroht. Die Not war so groß, dass Arnhold und Eduard aus dieser Kolchosa flohen und sich unter falschem Namen illegal bis nach Slawgorod, Altaigebiet, durchschlugen. Meine kluge und hilfsbereite Schwester Erna starb 1950 als junge Frau noch in der Verbannung an Lungentuberkulose. Unser Vater starb fünf Jahre später als kranker und gebrochener Mann...

Man könnte noch so viel erzählen, von der Zeit davor an der Wolga, in der unsere Familie die Kollektivierung des Wolgagebiets durchmachte, von den körperlichen und psychischen Folgen der Deportation, von der Zeit nach Aufhebung der Kommandantur, dem Umzug in die mittelasiatischen Länder der Sowjetunion und dem Kampf um die Ausreise nach Deutschland. Eines vielleicht noch: Als mein Ehemann Heinrich Kromm (1939-2012), der ebenfalls als Kleinkind nach Sibirien deportiert wurde, zum ersten Mal bei einem Arzt in Deutschland war, betrachtete dieser voller Interesse die Narben seiner Hungerödeme an den Beinen – so etwas hatte er nie zuvor gesehen.

Das hier Geschilderte ist nur ein Fragment der schrecklichen Schicksalstage, die wir als Russlanddeutsche erleben und überleben mussten – und es ist mein Leben...

Bei den Aufzeichnungen hat Emma Kromms Tochter Dr. phil. Natalie Kromm geholfen.

Edmund Goldade

Erinnerungen an die schwersten Tage meines Lebens

Der Weg war lang und dornig

1941: Kurz nach Beginn des deutsch-russischen Krieges am 22. Juni hatte man alle Russlanddeutschen aus ihrer Heimat verschleppt, nach Nordkasachstan, nach Sibirien, in den Ural. Dort trennte man zuerst die Männer von ihren Familien und verbrachte sie in die Zwangsarbeitslager der „Trudarmee“. Später mussten auch Frauen mit Kindern über drei Jahren und Jugendliche über 16 Jahren diesen Weg antreten. Auf alle wartete Schwerstarbeit, beispielsweise in Kohlegruben, in der Forstwirtschaft oder beim Eisenbahnbau. Viele Kinder waren ohne ihre Eltern der Willkür anderer ausgesetzt und mussten betteln gehen.

Viele mussten sechs, sieben Jahre in der Trudarmee verbringen, wenn sie nicht schon zuvor verhungert oder der unmenschlichen Arbeit zum Opfer gefallen waren

Das Schicksal meiner Familie

Vor dem Krieg wohnte ich mit meiner Familie im Kaukasus, wo ich als Bezirksagronom und meine Frau Maria im Labor für Erdöluntersuchungen der Maschinen-Traktoren-Station arbeiteten. Unser Sohn Artur war anderthalb Monate alt.

Wir wohnten nicht weit vom Bahnhof „Bogoslowskaja“ und sahen jeden Tag zwei bis dreimal, wie deutsche Messerschmitt-Flugzeuge Bahnhöfe, Fabriken und Züge bombardierten und wie die Kessel mit Erdöl brannten. Es war grausam, das mit ansehen zu müssen.

Bei Alarm eilte meine Frau mit unserem Sohn von der zweiten Etage in den Schutzkeller, aber oft hatten die Flugzeugstaffeln da ihren Dienst schon getan. Wir russlanddeutschen Männer mussten Tag für Tag Schützengräben für die Rote Armee graben.

Eines Tages warfen die deutschen Flieger Flugblätter herab, auf denen stand: „Liebe, liebe Arbeitsleute,/ werdet doch einmal gescheit/ und grabt keine Löcherlein,/ sonst kommt ihr selbst hinein.“

Am Morgen des 1. Dezembers 1941 kam ein Uniformierter in unser Haus. Er gab mir einen Zettel zum Unterschrei-

Reinhold Frank

Bettelkind in Sibirien, 1942

Es trippelt und stolpert bei Schnee und bei Wind auf sibirischen Wegen ein deutsches Kind. Die Eltern, die nahm man ihm weg mit Gewalt, und Oma liegt krank, und der Ofen ist kalt.

Drei Tage kein Brot mehr im ganzen Haus – da trieb es der Hunger zum Betteln hinaus. Fremd ist ihm die Sprache im weltfremden Ort, es kennt nur ein einziges russisches Wort:

Statt „Brot“ sagt’s jetzt „Chleb“,
und sein Händchen streckt’s vor,
steht frierend vergebens
vor manch fremdem Tor.

Man stößt es und jagt es mit Drohungen fort:
„Verschwinde, Verfluchter,
zieh weg aus dem Ort!“

Ihm schwindelt vor Hunger,
die Kraft geht ihm aus,
der Abendwind schiebt es zum Dorfe hinaus.
Die Nacht ist so dunkel und frostig der Wind,
sibirische Straßen gefahrenreich sind.

Der Sturm rast vorüber. Die Wolken ziehn ab.
Am Wegrand erstarrt liegt ein Kind ohne Grab,
sein flehendes Händchen zum Himmel gereckt,
von schneeweißem Leichentuch
gnädig bedeckt.



Edmund Goldade wurde 1912 in Selz, Schwarzmeergebiet (Ukraine), geboren. Sämtliche Bilder in diesem Beitrag hat er gemalt.



ben, auf dem stand, dass sich unsere Familie verpflichtete, am nächsten Tag um 12 Uhr Haus und Hof zu verlassen und sich am Bahnhof einzufinden. An Gepäck durften wir nur so viel mitnehmen, wie ein jeder tragen konnte. Uns stehe ein langer Weg bevor. In aller Eile backten wir Brot, schlachteten Hühner und packten die nötigste Kleidung ein.

Am nächsten Tag stand auf dem Bahnhof ein Zug mit Güterwagen für uns bereit. Damit hatte man zuvor Vieh in den Rücken der Front geschafft. In jeden Waggon wurde über 100 Leute gepfercht.

Richtung Norden, wohin man uns bringen wollte, war der Weg durch die deutsche Wehrmacht blockiert. Also fuhr man uns nach Süden, nach Baku und von dort an Deck eines Öldampfers über das Kaspische Meer nach Krasnowodsk. Weiter ging es Tausende von Kilometern über Taschkent nach Nordkasachstan.

Es war bereits kalter Winter. Ich saß mit dem kleinen Artur im Wagen neben dem gusseisernen Ofen, den man beständig mit Kohlen heizte, die man unterwegs vom Kohlenwagen geklaut hatte.

Einmal schlief ich ein und ließ das Kind aus den Händen fallen. Artur fiel gegen den heißen Ofen und verbrannte sich am Beinchen. Er schrie furchtbar die ganze Nacht hindurch, so dass keiner im Wagen schlafen konnte.

Nach 28 Tagen erreichten wir Nordkasachstan und hielten am Bahnhof Apanowka. Der Bahnhof bestand aus einem Lehmhäuschen, das ganz mit Schnee bedeckt war. Mit Pferde- und Ochseneschlitten brachte man uns in das Innere des Landes. Unterwegs übernachteten wir in Schulräumen.

Als wir durch Nelubinka fuhren, fragte ich den Vorsitzenden der Kolchose, ob man mich mit meiner Familie in dem Dorf aufnehmen würde. Er erkundigte sich nach meinem Beruf und erlaubte uns dann zu bleiben. Man brachte uns bei einer Familie Wirtz mit acht Kindern unter, wo wir in einem Zimmer mit sieben Kindern wohnten. In der Kolchose begann ich, als Agromom zu arbeiten.

Nach einigen Tagen erreichte uns jedoch der Befehl, zur Zwangsarbeitsarmee eingezogen zu werden. Wieder wurden wir in Güterwagen gesteckt und diesmal in die sibirische Taiga transportiert. 29 Tage dauerte die schwere Fahrt.

Der Bahnhof von Soswa, zu dem man uns brachte, war der letzte im hohen Norden. Ein Begleiter führte uns zu Fuß mitten hinein in die Wälder, in ein Lager,



Am neuen Wohnort in Sibirien.

das umgeben war von Wachtürmen und einem drei Meter hohen Stacheldraht.

Das Leben im Lager war ungeheuer schwer. Anfangs wurden wir schlimmer behandelt als Verbrecher. Unser Lagerchef war ein ehemaliger Häftling, der über 15 Jahre im Kerker verbracht hatte; er war ein echter „Henker“.

Wir wohnten in Holzbaracken und lagen mit den Kleidern, mit denen wir angekommen waren, auf zweistöckigen Holzpritschen ohne Bettlaken. Das Essen war oft eine Suppe aus Roggenmehl, ohne Fett, ohne Fleisch, ohne Salz. Es war wirklich bitter. Bald erkrankten viele an Skorbut.

Trotz der Mangelernährung mussten wir die Tagesnorm von sechs Quadratmetern gefällten Bäumen erfüllen. Die Baumstämme mussten wir, immer

von Aufsehern begleitet, im Sommer aus dem Sumpf zum Holzweg tragen.

Unsere Füße wurden jeden Tag bis zu den Knien nass. Die Stiefel und Fußlappen mussten über Nacht in einer Heizkammer getrocknet werden.

Eines Tages kam es zu einem besonders erschütternden Ereignis: Vor dem Abmarsch teilte uns der Lagerchef mit, dass Jakob Walter und Johann Schneider, die „systematisch die Tagesnorm nicht erfüllten“, zum Tod durch Erschießen verurteilt worden seien.

Nachdem man die beiden Männer aus der Reihe geholt und hinter den Zaun geführt hatte, hörten wir zwei Schüsse. Als einige von uns daraufhin die Mütze vom Kopf nahmen, meinte der Lagerchef: „Wem es zu warm ist, der geht ohne Mütze zur Arbeit.“



Am Bahnhof von Apanowka.

Nach einigen Tagen erfuhren wir jedoch, dass man die beiden Männer nicht erschossen, sondern in ein anderes Lager überführt hatte; von dort waren in ähnlicher Weise „Verurteilte“ zu uns gekommen. Auf diese Art wollte man die Arbeitsleistung erhöhen. Dabei waren viele der Männer so schwach, dass sie kaum gehen konnten.

Im Verlauf eines halben Jahres starben in unserem Lager 41 Männer durch Hunger und Schwerstarbeit. Den Leichen band man einen Strick an die Füße, schleppte sie mit einem Pferd in den Wald und vergrub sie dort in einem Loch. Der Lagerarzt musste die wirkliche Todesursache verschweigen und stattdessen irgendeine Krankheit anführen.

Nachdem ich im Wald einen Herzanfall bekommen hatte, gab man mir eine andere Arbeit als „Desinfektor“. Wir waren nämlich alle verlaust vom Kopf bis zu den Füßen, und so musste die Kleidung jede Woche während des Badens in der „Desokammer“ desinfiziert werden. Die Luft an meinem Arbeitsplatz war so heiß und schwer wegen der verbrannten Läuse, dass ich nach drei Monaten erneut erkrankte.

Längere Zeit musste ich nicht arbeiten, tat aber viel für die Sauberkeit im Lager. Außerdem war ich beim Lagerarzt Dolmetscher, da viele Wolgadeutsche kein Russisch sprachen.

Nach einem halben Jahr setzte man unseren Lagerchef ab, und wir bekamen als Nachfolger einen kriegsversehrten Offizier mit Namen Alexander Petrowitsch. Das war ein bescheidender, respektvoller Mann, der sich intensiv darum kümmerte, unsere Lage zu verbessern.

Vor allem sorgte er für eine Verbesserung unserer Verpflegung, tauschte Holz gegen Kartoffeln. Mich beauftragte er, im Wald ein Grundstück zum Anbau von Kartoffeln und Tabak zu suchen.

Nach mehrmaliger Desinfizierung waren unsere Kleider derart ramponiert, dass viele Männer wie zerlumpte Bettler aussahen. Da es keine Kleidung zum Wechseln gab, organisierte der neue Chef eine Näherei, eine Wäscherei und eine Bastschuhflechtere (wir trugen mit Lumpen umwickelte Bastschuhe).

Unsere Holzbaracken waren voller Wanzen. Ich sagte daher zum Lagerleiter: „Alexander Petrowitsch, unsere Leute können in die Nacht nicht schlafen, die Wanzen lassen ihnen keine Ruhe. Mit Steinschwefel könnten wir die Baracken desinfizieren. 100 Gramm pro Quadratmeter würden reichen.“

Und tatsächlich bekamen wir nach einer Woche 300 Kilogramm Schwefel, die reichten, um innerhalb eines Monats alle Baracken des Lagers zu desinfizieren. Danach hatten wir vermutlich eines der saubersten Lager im gesamten Norduralgebiet.

In unserem Lager waren viele alte und kranke Männer, die nicht arbeitsfähig waren. Zu ihnen gehörte auch ich. Der Lagerleiter versuchte, diese Männer freizulassen. Und so durften sieben andere Männer und ich zurück zu unseren Familien in Kasachstan. Eineinhalb Jahre war ich in dem Lager gewesen.

Meine Frau musste in der Kolchose schwere Arbeit leisten, im Winter Heu und Stroh mit Ochsen aus der Steppe holen, im Sommer auf dem Feld Unkraut jäten.

Der kleine Artur war ständig krank und musste dennoch oft ohne Aufsicht allein bleiben. Er war schon zwei Jahre alt und konnte immer noch nicht stehen. Der örtliche Arzt sagte zu meiner Frau, man könne dem Kind nicht helfen, es würde bald sterben. Hilfe leistete der Arzt nur denen, die ihm Eier oder Butter brachten. Ich fing wieder an, in der Kolchose als Agronom zu arbeiten. Meine Frau konnte daher zu Hause bleiben und sich stärker um Artur kümmern.

In einem Versteck hatten wir Stoff für einen Herrenanzug, den wir gegen zwei Kilogramm Butter tauschten. Die Butter brachten wir dem Arzt, der uns dafür die Arznei gab, die Artur so dringend brauchte. Und zwei Monate später konnte unser Sohn endlich stehen.

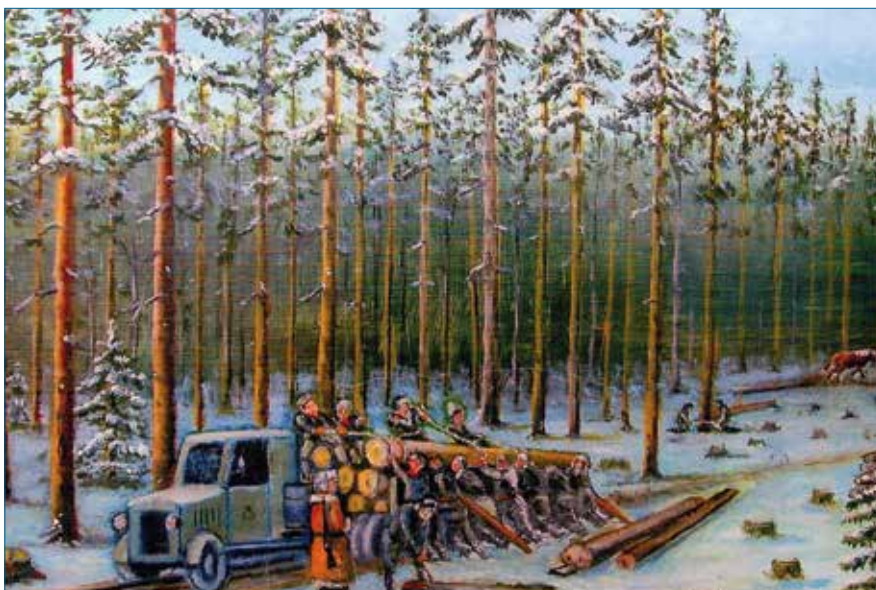
Bald versetzte man mich von der Kolchose als Oberagronom der Maschinen-Traktoren-Station nach Pawlowka, wo ich für 16 Kolchosen zuständig war. Der Weg zu den einzelnen Kolchos war im Durchschnitt über hundert Kilometer lang. Oft war ich auf einer Dienstreise acht bis zehn Tage mit meinem Pferd unterwegs.

In Pawlowka, wo das Büro der MTS war, bekamen wir ein baufälliges Häuschen mit zwei Zimmern, einer Küche und einem Stall. Das Haus war ohne Dach, und in einem Zimmer war die Rückwand herausgefallen. Dennoch waren wir froh, ein eigenes Heim zu haben.

Die örtlichen Bewohner lebten ausschließlich von ihrer eigenen Wirtschaft, im Laden gab es keine Lebensmittel zu kaufen. Wir waren daher auf das angewiesen, was mir die Kolchose zu einem festen Preis überließ. Außerdem bekam ich von meinem Betrieb einen Tisch und zwei Stühle, das Krankenhaus gab uns ein Eisenbett. Den Brennstoff musste meine Frau mit einem Schlitten vom Teich herbeischleppen.

Meine Vorgesetzten hatten mir erlaubt, zu einem niedrigen Preis eine Kuh von einer Kolchose zu kaufen. Auch Schweine und Hühner hatten wir uns bald angeschafft. Den Hof des Grundstücks pflügten wir mit dem Traktor um und pflanzten darin Kartoffeln an. Schließlich hatten wir unsere eigenen Kartoffeln, Fleisch, Milch und Butter.

Die Agrikultur auf den kasachischen Feldern war noch sehr rückständig und primitiv. Ich führte viele Neuerungen ein, oft musste ich mich aber den Forderungen der Partei nachkommen. Ungeachtet aller Schwierigkeiten, wurde ich jedoch von der Obrigkeit geschätzt und anerkannt.



Trudarmee – Arbeit bei der Holzbeschaffung.

Willi Faber

Zwischen Hungertod und Erfrieren

1987kehrte ich (geb. 1947) mit meiner Frau Ella (1950) und unseren drei Kindern Andreas (1972), Alexander (1975) und Eduard (1983) in der siebten Generation seit der Auswanderung unserer Vorfahren nach Russland nach Deutschland zurück. Unser Familienstammbaum, den mein Vetter Johannes Faber ausgearbeitet hat, reicht bis in das Jahr 1743 zurück.

Merkwürdig ist das Datum unserer Ausreise aus Fergana, Usbekistan, der 28. August 1987. Auf den Tag genau 46 Jahre davor begann die Deportation der Deutschen in der Sowjetunion mit dem Erlass vom 28. August 1941. War das Ironie des Schicksals oder nur ein Spiel der Zahlen? Meine Eltern Alexander (1926-2001) und Mathilde Faber (geb. Kromm; 1923-2009) waren bereits einige Monate früher nach Deutschland zurückgekehrt.

An die Zeiten der Deportation und der darauf folgenden Zwangsarbeit in der Arbeitslagern hatten meine Eltern ganz traurige und bittere Erinnerungen. Sie wurden im jugendlichen Alter mit ihren Familien aus dem Gebiet Saratow an der Wolga in das Gebiet Pawlodar, Kasachstan, deportiert und danach in Arbeitslager in Buguruslan (Russland), Krasnowodsk (Turkmenistan) und Fergana (Usbekistan) verschleppt.

In Buguruslan entging meine Mutter nur knapp dem Hungertod, als der ohnehin unregelmäßige Nachschub von Lebensmitteln im Arbeitslager durch das ungünstige Wetter zusätzlich gestört wurde. Einmal erhielten sie drei Tage hintereinander ihre armseligen Brotrationen nicht mehr. Die geschwächten und durch die schwere Holzfällerarbeit erschöpften Frauen konnten bereits nicht mehr von ihren Liegepritschen aufstehen. Viele von ihnen haben diese schreckliche Zeit nicht überlebt.

Mein Vater geriet einmal an einem Wintertag bei 40 Grad unter Null in einen Schneesturm. Sein Kumpel Michael und er hatten den Auftrag bekommen, Brennholz, das fünf bis sechs Kilometer im Wald gelagert war, zu holen.

Sie fuhren mit zwei doppelspannigen Schlitten bei leichtem Schneetreiben los. Doch schon bei der Ankunft im Holzlager war der Wind stärker geworden. Eilig begannen die jungen Männer mit dem Beladen der Schlitten, als es durch die herabfallenden Schneemassen schlagartig dunkel wurde.

Als sie sich auf den Rückweg machten, konnten sie die Spuren der Schlitten nicht mehr sehen. Die Sichtweite lag bei unter zwei Metern, eine Orientierung war unmöglich. Sie wussten nicht, wo sie waren, ihre Körper zitterten vor Erschöpfung und Kälte, ihre gefrorenen Füße in dem spärlichen Schuhwerk spürten sie nicht mehr. So irrten sie in dem Schneesturm umher, bis sie durch



Willi Faber

Zufall gegen die rettende Umzäunung eines Hauses am Dorfrand prallten.

Mein Vater wurde zur Behandlung seiner erfrorenen Füße in ein Krankenhaus eingeliefert. Die Heilung dauerte fast zwei Monate und war sehr schmerzhaft. Ein Teil seiner großen Zehen an beiden Füßen musste amputiert werden.

Meine Eltern waren damals (1942-1944) in verschiedenen abgelegenen Arbeitslagern in Buguruslan untergebracht und konnten sich noch nicht. Sie lernten sich erst im Arbeitslager Krasnowodsk kennen und heirateten dort auch. In den folgenden Jahren bekamen sie fünf Kinder.

Auch die Eltern meiner Frau Ella, Heinrich (1922-1988) und Emilie Heinz (geb. Weber; 1926-2004), lernten sich kennen und heirateten in Krasnowodsk. Ihr erstgeborenes Töchterchen starb einige Wochen nach der Geburt – wie so viele andere Nachkriegskinder in Krasnowodsk. Sie fielen der unzureichenden Ernährung und Seuchen zum Opfer. In den folgenden Jahren bekam das Ehepaar Heinz außer meiner Frau noch drei weitere Kinder.



Viktor Hurr: Frauen bei der Zwangsarbeit im Wald.

Willi Faber

So nah und weit

So nah und weit sind unsre Ahnen
Mit unbekannten Lebensbahnen.
Die Lebensstaffel – unser Blut –
Erreichte uns dank ihrem Mut.

Die Staffel haben sie getragen
Stets unermüdlich und beharrlich
Durch Freud und Leid,
Ohne zu klagen.

Sie sind ein Leuchtturm
Mit ihrem Licht.
Drum, sie zu ehren,
Ist meine Pflicht.

Arm waren sie im Heimatort,
So zogen sie nach Russland fort.
Die Heimat haben sie verlassen,
Um in der Fremde Fuß zu fassen.

Die lange Reise war beschwerlich,
Sehr langwierig und sehr gefährlich.
Nicht jeder hat sie überstanden,
Konnte am Zielort heil nicht landen.

Sie trafen in der Wildnis ein,
Das sollt' nun ihre Heimat sein.
Am großen Fluss, zu beiden Seiten,
Wolgasteppe und Wälderweiten.

Doch ihre Tugend und ihr Fleiß
Belohnt wird bald mit einem Preis.
Die Landschaft blüht in Kürze auf,
Der Wohlstand steigt,
nimmt seinen Lauf.

Sie kämpften zäh ums Überleben
Und haben niemals aufgegeben.
Nach Überfällen von Nomaden,
Verwüstung und sehr großem Schaden.

So lebten sie in hundert Jahren,
Die für die Ahnen glücklich waren.
Es ging dabei mal hoch, mal runter,
Doch alle blieben immer munter.

Vorbei dann waren gute Zeiten.
Bedrohung kam von allen Seiten.
Enteignung, Hunger, Terrorwelle,
Der Tod dem Körper und der Seele.

Vertreibung und die Internierung,
Entwürdigung, Diskriminierung.
Mit einem Strich hat's Tribunal
Ein Volk verurteilt ganz pauschal.

Vom kleinen Säugling bis zum Greis,
Kein Strafverfahren, kein Beweis.
Es reichte „deutsch“ schon in dem Pass
Für hartes Urteil und den Hass.

Mit einem Schlag auf diese Weise
Ein Kind war plötzlich eine Waise.
Und seine Eltern laut Gesetz
Zur Zwangsarbeit nun eingesetzt.

Nach Norden, Osten, Kasachstan
Begann für sie Verbannungswahn.
In Arbeitslagern in vielen Jahren
Wie Sklaven eingesperrt sie waren.

Für Mann und Frau,
für Jung und Alt
Kam Zwangsarbeit – im Bergbau,
Auf einer Holzaufbereitungsstelle
In einer Öde, in dichtem Wald.

Zigtausend fanden dort den Tod
Durch Hunger, Krankheit
und durch Not.

Der Zweite Weltkrieg war zu Ende,
Für sie gab's leider keine Wende.
Rundum die unsichtbaren Gitter,
Die Aussichten für sie war'n bitter.

Ein leidgeprüftes Volk,
Mit blutenden Wunden
Und tiefen Narbenspuren.
Ein Volk, das alles nun verloren hat.
Die Heimat, Freiheit, die Identität.
Geraubt sind Gut und Haben,
Die Wurzeln, Jugend, das Vertrauen.

Nun steht es einsam da
in fremden Fluren –
verflucht, verachtet und verspottet.

Ein Volk, das diesem Land
Über Jahrhunderte hinweg
Durch treuen Dienst
und tadellose Loyalität
So vieles brachte auf den Weg.

Ist diese Tragödie der Preis
Für seine Mühe und sein Streben?

Ein Volk ist wieder rastlos
Schon auf dem Weg zurück.
In neuer alter Heimat
Sucht es sich jetzt sein Glück.

Die Staffel Nummer sieben
Hab ich jetzt in der Hand.
Sie geht an meine Lieben
Im alten Heimatland.

Das Dasein ist ja kurz in dieser Welt.
Was war, und was noch kommt,
das zählt.



Robert Leinonen

Robert Leinonen

geb. 1921 in Petrograd, 1942 in die Arbeitskolonnen in Kopejsk zur Zwangsarbeit mobilisiert, seit 1991 in Deutschland; Erzähler, Übersetzer

Der Rucksack

Des Weges geht gekrümmt ein Mann,
Der seinen Sack kaum tragen kann.
„Vertrau mir, Väterchen, den Zweck,
Wozu du schleppst ihn Eck' zu Eck'?“

Mein Sohn, ich kenne noch die Zeit,
Als ich schritt froh umher,
Von Last und Kummer war befreit,
Mein Rucksack war noch leer.

Doch wuchs allmählich Tag für Tag
Mein Sack, so viel er konnt'.
Man stopfte den Soldatensack
Mit Krieg und Finnlandsfront.

Den zweiten Krieg ich tragen muss.
Blockade, Frost sind dort.
Faschist mir schrie:

„Ergib dich, Russ!“
Doch zerrt' den Sack ich fort.

Noch 15 Jahr' Verbannungsfrist
Trug ich im Sack fortan.
Du, Ur-Ur-Urgroßvater bist
Der Schuldige daran.

„Du! Deutsches Aas!“
– ein Schlag, ein Hieb -
„Halt's Maul! Kenn deinen Platz“...
Dort in dem Rucksack stecken blieb
Der grausam schwere Satz.

So schleppte ich bergauf, bergab
Den Sack im Lebenslauf,
Wie Christus trug
sein Kreuz zum Grab.
Ich fiel, stand wieder auf.

Und glaub mir, Sohn, nicht ich allein -
Es sind so manche noch
Die ganz erschöpft des Tragens sind,
Gekrümmt von ihrem Joch.

Und hast du Kraft dazu und Mut,
So schnür die Säcke los,
Kram die Geheimnisse behut
Und leg den Menschen bloß.

Das Volk muss wissen, was und wer.
Trug ich den Sack umsonst umher?
Und all die Tausend, die ihr Leben
Verloren an des Grauens Wegen...

Backnang, 2015

Woldemar Berger

Von der Wolga in die Verbannung

Diese Familiengeschichte (die wir in Auszügen veröffentlichen; Anm. d. Red.) habe ich nach Erinnerungen meines Vaters aufgeschrieben – ohne Verbesserungen und Verschönerungen, einfach so, wie ich es gehört habe. Zu Beginn der Geschichte lebte meine Familie in Balzer (später in Krasnoarmejsk – „Rotarmist“ umbenannt) in der damaligen Wolgadeutschen ASSR.

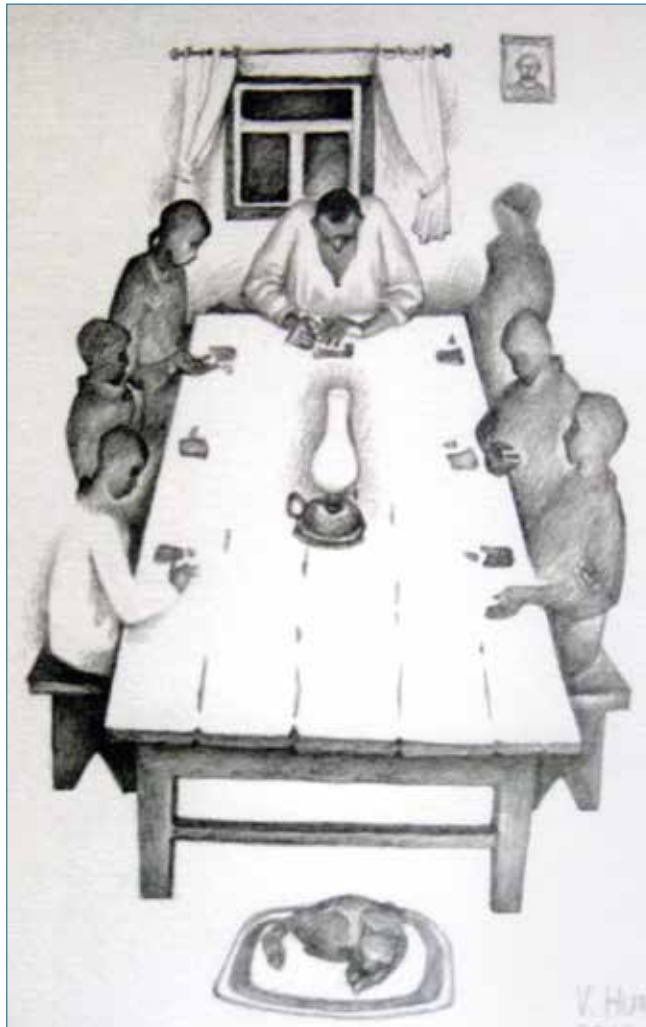
Vor der Vertreibung

Mein Vater (geb. 1889) war ein selbständiger Bauer. 1932 hatte er von einem staatlichen Fonds Saatgut unter der Bedingung geliehen, dass die Abrechnung im Herbst nach der Ernte erfolgen sollte. Die Ernte war in diesem Jahr jedoch so gering, dass der Ertrag bei weitem nicht ausreichte, die Steuer aufzubringen und den Kredit zurückzuzahlen. Man beschlagnahmte daher große Teile seines Besitzes, darunter das einzige Pferd, Haushaltsartikel, Kleidung und sogar das Geschirr. Man ließ ihm nur die Kindersachen und die Habseligkeiten seines Vaters, der zu dem Zeitpunkt bereits 83 war.

Mit dem Beschlagnahmten konnten die Schulden jedoch nicht beglichen werden, weshalb mein Vater Ende Oktober des Jahres verhaftet und zu sechs Jahren Haft verurteilt wurde. Wenig später gab es immerhin eine zweite Gerichtsverhandlung, bei der die Strafe auf ein Jahr reduziert wurde.

Mein Großvater war von all dem so mitgenommen, dass er Ende des Jahres starb.

Nach der Verhaftung meines Vaters durfte unsere Mutter (geb. 1901) fast nie zu Hause sein. Beinahe ununterbrochen gab es wegen des „Delikts“ Vernehmungen und Einzelgespräche im Stadtsowjet. Neben all den anderen Schikanen verlangte man von ihr, dass sie mit einem



Viktor Hurr: Hunger.

Plakat mit der Aufschrift „Ich habe die Steuern nicht bezahlt“ und einer Fahne, die aus einem schmutzigen Lappen bestand, durch die Stadt ging. Diese Aufforderung wies sie allerdings vehement zurück. Außerdem wollte man unsere Familie aus der Stadt vertreiben. Weshalb es nicht dazu kam, wissen wir nicht.

Über ein Jahr konnte unsere Mutter keine Arbeitsstelle finden. Um die Kinder zu ernähren, nahm sie auf privatem Wege jede Arbeit an. Man vergewaltigte sich, dass in diesem Jahr, 1933, eine große Hungersnot an der Wolga herrschte, der Tausende von Menschen zum Opfer fielen. Umso erstaunlicher ist es, dass wir alle am Leben blieben.

Eine feste Arbeitsstelle bekam meine Mutter erst Anfang 1934. Diese Stelle in einer Textilfabrik mit Namen „Karl

Liebkecht“ mit schwerster körperlicher Arbeit – an einem typischen „Männer-Arbeitsplatz“ – behielt sie bis zu unserer Deportation im August 1941.

1939 brach wieder eine Hungersnot aus. Es gab in den Läden so gut wie keine Lebensmittel mehr. Um Brot zu kaufen, musste man bis zu sieben Tage Schlange stehen. In bestimmten Zeitabständen, auch nachts, überprüfte man die Anwesenheit, und wer nicht in der Schlange war, wurde zurückgestuft. Kurzzeitig wurde es dann besser. Die älteren Brüder fingen an zu arbeiten, so dass wir uns mehr leisten konnten. Allerdings konnte man auch jetzt nichts kaufen, ohne dafür lange Schlange zu stehen.

Im Mai 1941 wurde mein ältester Bruder Heinrich (geb. 1921) zum Wehrdienst im Gebiet Pensa eingezogen. Mein Bruder Robert (geb. 1923) arbeitete zusammen mit unserer Mutter. Mein jüngster Bruder Walter (geb. 1925) und ich (geb. 1928) bewachten Kartoffelfelder von Privatleuten.

Anfang Juli 1941 stationierte man bei uns Truppen des NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten). Einmal fragte ein Soldat, ob einer von uns russisch spräche. Als ich mich meldete, sagte er: „Bereite Äxte und Spaten vor, denn ihr fahrt bald nach Sibirien.“

Wenig später, im August, durften wir die Stadt nicht mehr verlassen, selbst wenn wir auf unsere Felder wollten.

Damals lebte neben uns eine Frau mit ihrer Tochter, die in einer Druckerei arbeitete. Eines späten Abends Ende August wurde diese dringend zu ihrem Arbeitsplatz bestellt. Als sie spät in der Nacht nach Hause kam, weinte sie sehr, verriet aber nicht, weshalb. Wenig später kannten wir den Grund, als in den Zeitungen der Vertreibungserlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion vom 28. August veröffentlicht wurde.

Der Weg ins Nirgendwo

Unsere Mutter war Mitglied des Verwaltungsrates der Textilfabrik, bei der sie arbeitete. Nach der Veröffentlichung des Erlasses befahl man dem Rat der Fabrikverwaltung, alles dem Wächter zu übergeben, weil dieser Russe war. Trotz der Umstände wurde die Übergabe fair und gründlich durchgeführt.

Gemäß dem Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitees der Sowjetunion vom 8. September 1941 über die Versetzung von Armeeinghörigen deutscher Volkszugehörigkeit in Bautrupps der inneren Militärbezirke kam mein Bruder Heinrich am späten Abend des 10. Septembers nach Hause, etwa gleichzeitig mit meiner Mutter, die noch gearbeitet hatte. Den Rest der Nacht verbrachten wir mit Gesprächen, an schlafen war nicht zu denken.

Gegen 6 Uhr morgens machten wir im Hof Feuer, um Kartoffeln zu kochen. In diesem Moment traf ein Fuhrwerk ein, das uns abholen sollte. Wir mussten das Feuer umgehend löschen und unsere Sachen zusammenpacken.

Wir wurden in das Dorf Achmat an der Wolga gebracht, von wo aus wir verschifft werden sollten. Da der Schleppkahn noch nicht eingetroffen war, organisierte Heinrich für uns eine Fahrt über die Wolga mit einem Boot, das er gefunden hatte. Wir saßen zu viert in dem Boot. Als wir uns der Flussmitte näherten, bemerkten wir, dass unser Boot undicht war und Wasser eindrang. Nur unter großen Schwierigkeiten schafften wir es zurück zum Ufer.

Der Schleppkahn kam dann erst gegen 16 Uhr. Bis alle Familien an Bord waren, war es bereits dunkel geworden. Man brachte uns nach Saratow und noch in der gleichen Nacht zu einem Bahnhof.

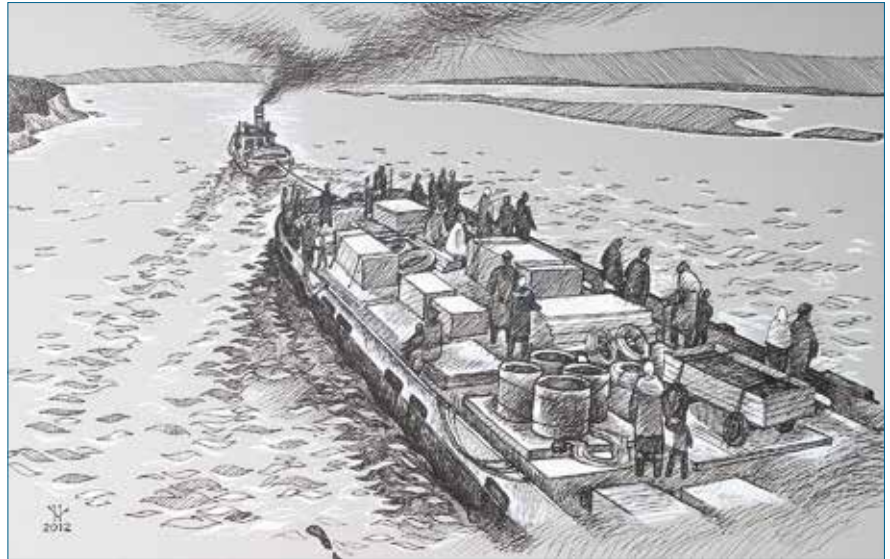
Am 11. September verlud man uns in Güterwaggons für den weiteren Transport. Es war so eng, dass wir nur sitzend oder abwechselnd schlafen konnten. Toiletten gab es nicht. Wasser erhielten wir aus dem Wasserbehälter der Lokomotive, wenn es der Lokführer erlaubte. Im gesamten Zug gab es nur einen Arzt.

Der Transport dauerte circa zwei Wochen. Während der gesamten Fahrt erhielten wir nur einmal, in Nowosibirsk, etwas Warmes zu essen. Und es gab berechtigte Zweifel, ob wirklich alle etwas bekommen hatten.

So kamen wir mit dem Zug nach Bijsk im Altaigebiet und von dort mit Pferdefuhren in das Kreiszentrum des Dorfes Grjaznucha. In Grjaznucha teilte

man uns dem Dorf Polowinka zu, wo wir ein freies Zweifamilienhaus erhielten.

Bevor wir mit der Arbeit begannen, sammelte unsere Mutter mit meinen beiden ältesten Brüdern Heinrich und Robert vier Säcke Kartoffeln. Sie hatten die Erlaubnis bekommen, auf bereits abgeernteten Feldern nach Kartoffeln zu suchen, die man bei der Ernte übersehen hatte.



Viktor Hurr: Transport auf der Wolga.

Die Verbannung

Am 22. Juni 1942 wurden Heinrich und Robert zur Trudarmee eingezogen. Sie wurden in das Gebiet Perm (damals Gebiet Molotow) geschickt, wo sie in der Forstwirtschaft arbeiten mussten. Noch davor hatte Heinrich alle seine Dokumente vernichtet. Mit Tränen in den Augen saß er vor dem Ofen und warf sie ins Feuer. Wahrscheinlich hatte er geahnt, wie sich die Lage weiterentwickeln würde.

Meine Bruder waren nun in einem Gebiet, in dem, wie später bekannt wurde, sehr viele Trudarmisten den ersten Winter nicht überlebten. Nach den Erinnerungen meines Bruders Robert starben in ihrem Lager im ersten Winter über 2.500 der insgesamt 3.000 Männer. Den meisten, die überlebt hatten, ging es so schlecht, dass sie nicht arbeiten konnten.

Aus den wenigen, die noch bei Kräften waren, bildete man ein Kommando, das die Toten aus den Baracken holen und beseitigen sollte. Mitten im Winter Gräber für so viele Leichen auszuheben, war nicht möglich, daher vergrub man sie möglichst tief im Schnee, damit sie von Tieren nicht zerrissen werden konnten.

Im Juni 1942 wurde mein dritter Bruder Walter zur Trudarmee eingezogen. Von ihm erhielten wir über Jahre keine Nachricht. Erst 1948/49 erfuhr ich von einem Landsmann, dass er lebte und sich in Krasnyj Jar im Altaigebiet befand, nicht weit entfernt von dem Ort, an den man uns ausgesiedelt hatte.

Wir sahen uns aber erst 1954 wieder, als mich Walter besuchte. Ich erfuhr, dass er im Gefängnis gewesen war, wes-

halb und wie lange, sagte er jedoch nicht. Er erzählte lediglich, dass er eines Tages vor dem Weg zur Arbeit von zwei Männern verhaftet worden sei, offensichtlich ohne Angabe von Gründen.

Im August 1942 bestellte man meine Mutter zum Militärkommissariat und gab ihr bekannt, dass sie zur Trudarmee mobilisiert werde. Sie antwortete, sie habe einen 14-jährigen Sohn, ohne den sie nirgendwo hinfahre.

Wenig später teilte man mir mit, dass in der Sowjetunion Kinder bis 14 Jahre nicht mobilisiert würden. So etwas sei nur in Deutschland möglich. Umso erstaunter war ich, dass ich einige Wochen später eine Benachrichtigung erhielt und am 1. Dezember 1942 zur Trudarmee mobilisiert wurde.

Außer dem, was ich auf dem Leib trug, hatte ich im Grunde genommen keine Kleidung. An Schuhwerk hatte ich lediglich ein Paar Stiefel. Meine Mutter nähte für mich aus einer Decke ein Hemd und aus einem Stück Stoff eine Hose. Die letzte Bettdecke halbierte sie und gab mir einen Teil. Unseren einzigen Wasserkocher tauschte sie gegen ein Stück Speck und ein paar Brötchen.

So begleitete sie mich bis zum Militärkommissariat des Kreises. Es flos-

sen sehr viele Tränen, aber ich riss mich zusammen und sagte zu ihr: „Mama, mach dir keine Sorgen, ich komme schon durch.“

Bis ungefähr zwei Uhr nachts waren wir auf dem Kommissariat. Dann fuhr man uns mit einem Pferdefuhrwerk Richtung Bijsk. Als wir den Katun erreichten, sahen wir, dass der Fluss voller Eisschollen ist. Man brachte uns auf eine Fähre, und bevor wir losfuhren, sagte der Steuermann: „Wenn ihr lebend davonkommen wollt, dann nehmt alles, was euch in die Hände kommt, und schiebt die Eisschollen weg. Sonst durchlöchern sie unser Schiff und wir gehen unter.“ Mit vereinten Kräften schafften wir es.

Anschließend waren wir zu Fuß einen ganzen Tag bis Bijsk unterwegs. Dort waren wir bis zum 4. Dezember, ehe man uns in Güterzüge verfrachtete und nach Anscheri-Sudschensk fuhr. Die Fahrt dauerte sechs Tage. Da in unserem Waggon zwar ein Ofen, aber kein Brennholz war, verbrannten wir alle Pritschen.

Nach der Ankunft in Anscheri-Sudschensk teilte man uns in Gruppen ein, und schon am nächsten Tag mussten wir hinunter in das Kohlenbergwerk. Als Arbeitskleidung hatten wir Schutzhelme mit Lampen. Ein Kollege nahm den Schutzhelm ab, um zu schauen, wie hell seine Lampe leuchtete. In diesem Moment fiel ein großes Stück Kohle herab und traf ihn am Kopf. So unglücklich, dass er tot umfiel. Für uns war es ein schockierender Beleg, wie ernst unsere Lage war.

Am 12. Dezember wurde ich für Hilfsarbeiten eingeteilt; im Durchschnitt war ich jeweils einen Tag über und zwei Tage unter Tage. Ich bekam allerdings nur die Lebensmittelrationen der Übertagarbeiter, die halb so groß waren wie die der Untertagarbeiter. Im Juni 1943 wurde ich dann endgültig für die Arbeit unter Tage eingeteilt.

Meine Stiefel waren nach ein paar Tagen im Kohlenbergwerk kaputt. Ich tauschte daher das letzte Stück Speck, das ich noch von zu Hause hatte, gegen ein Paar selbst gemachte Schuhe. Meine Jacke hatte man mir gestohlen, und ich musste mir aus der Hälfte der mitge-

brachten Decke etwas zum Anziehen anfertigen, um gegen die Kälte notdürftig geschützt zu sein.

Wir mussten zwölf Stunden am Tag oder auch mehr arbeiten. Unser Essen bestand meistens aus einer Suppe, die man aus gefrorenen Kartoffeln und Kraut gekocht hat. Dazu gab es ein Stück Salzfisch.



Viktor Hurr: Unter dem Mond.

Der Ofen konnte die Sporthalle der Schule, in der wir wohnten, nicht beheizen, weshalb es sehr kalt war. All diese Umstände führten bei uns zu ganz erheblichen körperlichen und seelischen Schäden.

Zwei Wochen nach der Ankunft in Anscheri-Sudschensk schrieb ich den ersten Brief an meine Mutter. Als ich den Brief geschrieben hatte, war er nass von Tränen und der Text kaum lesbar. Im zweiten Versuch, den ich dann abschickte, schrieb ich, um sie zu beruhigen, dass bei mir alles gut sei. Wir hätten passende Arbeitskleidung, im Wohnheim sei es warm, und ich würde 1,2 Kilogramm Brot am Tag bekommen...

Zur Arbeit wurden wir von bewaffneten Wächtern gebracht, die uns immer wieder demütigten. So hielten sie die

Arbeitskolonne mitten in der Stadt an und drohten uns: „Ein Schritt nach rechts oder links ist ein Fluchtversuch, es wird ohne Vorwarnung geschossen.“ Die gleichaltrigen einheimischen Jungen bewarfen uns mit Pferdeäpfeln.

In den Jahren 1943 und 1944 wurde unsere Lage zusätzlich erschwert, indem man uns den Schlaf raubte. Es kam vor, dass wir in einer Nacht mehrmals wegen einer Politinformation geweckt wurden. Diese „Ansprachen“ endeten oft mit dem Aufruf, Geld für den Bau eines Panzers oder eines Flugzeugs zu sammeln. Daher reichte unser Lohn meistens nicht, um dafür Essenskarten zu erhalten. Wir waren bereits so weit, dass wir beim Gehen einschliefen.

Der Sieg der Roten Armee gab uns – wir waren inzwischen in einem Kinderheim untergebracht – die Hoffnung, dass nun alles besser werden würde. Doch diese Hoffnungen platzten bald wie eine Seifenblase. Man verkündete uns bei einer Versammlung, dass es für uns zum Feiern noch zu früh sei. Es hieß: „Ihr habt alles zerstört, nun müsst ihr auch alles selbst wieder aufbauen.“ Mit einem Wort: Unsere Lage hatte sich nicht geändert.

Sehr schwer war das Jahr 1946. Fünf Monate lang bekamen wir keinen Lohn. Um überleben zu können, waren wir zum Stehlen gezwungen.

Nachts gingen wir auf die Felder und nahmen Kartoffeln und was sonst noch zu holen war mit.

Meine Mutter hatte man im Juli 1943 zur Trudarmee einberufen. Sie kam nach Tscheljabinsk, wo sie zuerst als Bauarbeiterin eingesetzt wurde. Sie erkrankte schwer und konnte nicht mehr arbeiten. Mit Tritten versuchten die Wächter, sie zur Arbeit zu treiben, doch sie war nicht einmal mehr in der Lage aufzustehen. Später setzte man sie bei der Schweinezucht ein, wo sie bis 1952 arbeitete.

Dass sie trotz der unmenschlichen Bedingungen am Leben blieb, grenzt an ein Wunder. Das Einzige, was sie auf dem ganzen Weg durch den Krieg und die Zeit danach begleitete, war eine Bibel, die sie zur Konfirmation bekommen hatte...

Maria Schefner

Gesprengte Kindheit

Siebzig Jahre ist es her, doch immer noch wird sie von ein und demselben Alptraum heimgesucht. Der Bombenanschlag auf den Zug, in dem sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Waldi nach Sibirien deportiert wurde. Die Mutter zerzt sie beide immer weiter von dem Zug weg, alles brennt, schreit und stöhnt um sie herum, es regnet in Strömen. Waldi steckt im Schlamm fest, die Mutter reißt ihn aus seinem Stiefel, weil sie ihn nicht anders herausbekommen kann, er muss jetzt mit dem nackten Fuß weiterlaufen. Es ist nass und kalt, er friert und weint, Katja schaut sich um. Sie sieht das Stiefelchen noch, sie will es ihm zurückbringen, doch die Mutter reißt sie rasch an sich, drückt sie zu Boden mit ihrem schwangeren Bauch, und das Letzte, was Katja noch sehen kann, ist die Explosion – genau an der Stelle, wo das Stiefelchen eben stecken geblieben ist. Ohrenbetäubender Lärm, hohe Flammen bis zum Himmel, der seltsame säuerliche Gestank, weit aufgerissene Augen von Waldi, der schwere Bauch von Mama – alles hat sich überschlagen, sie kann nicht mehr atmen, sie will schreien, aber sie bekommt einfach keine Luft, und dann ist plötzlich alles weg.

Plötzlich schwebt sie ganz allein im blauen Himmel, der mit Sonnenstrahlen durchfädelt ist, es ist so still, dass es in den Ohren summt, und die Luft ist sagenhaft rein – so rein, wie sie es noch nie erlebt hat, sie atmet sie ein, sie trinkt diese Luft, die so köstlich schmeckt. Und dann hört sie eine Stimme. Weit entfernt, sie kommt näher, näher. „Katja, mein Kind, mein Liebling, komm, atme doch, atme, wach auf!“ Mama, das ist doch die Mama! Katja freut sich, sie will sagen, wie gern sie diese reine Luft einatmet, sie will sie mit Mama teilen, so dass sie es auch genießen kann, die Mama, die Liebste! Und Waldi auch, wo seid ihr, warum verstecken sie sich vor ihr, warum sieht sie sie nicht, es ist ja so wunderschön da, in dieser Höhe, kommt doch her, will sie sagen. Aber ihre Lippen sind wie gefroren, sie wollen sich nicht bewegen, doch irgendjemand rüttelt sie ganz fest auf, und die Luft wird wieder nass und staubig zugleich, schwer und säuerlich, doch Mamas Stimme hört sie jetzt ganz deut-



Jakob Wedel: „Der Leidensweg oder der Abschied der deutschen Frauen von ihren Kindern im Herbst 1942“. (Im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte Detmold.)

lich. Mama weint und schreit so laut, und Katja kann das nicht ertragen, sie will Mama trösten, sie öffnet die Augen. Die Mama drückt sie ganz fest an sich, sie weint so bitterlich! Warum?! „Mama, was ist mit dir?“, fragt Katja erstaunt. Ihre Stimme klingt so schwach, sie kann sich selber kaum hören. Ihr ist schwindlig, sie will schlafen. Und irgendwo tief in ihrem Inneren sehnt sie sich nach diesem hellblauen Himmel, nach der süßen reinen Luft, nach der Weite und Höhe, die sie eben erlebt hat. Aber nicht ohne Mama! Nicht ohne Waldi, der jetzt auch noch seinen Stiefel verloren hat und mit nacktem Fuß im Schlamm steht, vor Kälte zittert und so leise weint, sie mit seinen traurigen blauen Augen anschaut, als ob er sagen will: „Katja, bleib da, ich brauche dich, mit wem soll ich

denn spielen und lachen, wenn du weg bist?“ Und Katja lächelt ihn an, dann die Mama, sie streichelt Mamas Rücken mit ihrer kleinen Hand und flüstert: „Weint nicht, es ist alles gut! Wir sind doch alle da, und Papa kommt doch auch bald zu uns, gell, Mama?“ Und Mama schluchzt: „Ja, Liebes, mein kleines kluges Mädchen, so ist es, der Krieg ist bald vorbei, wir kommen alle wieder zusammen, alles wird gut, schlaf jetzt, schlaf.“ Katja macht die Augen zu, sie spürt die Wärme von Mamas Körper, von ihren Händen, die sie zärtlich umarmen und hin und her schaukeln. Sie schläft ein. Sie lächelt. Alles wird gut.

Siebzig Jahre ist es her. Sie haben es überlebt. Alles. Sibirien. Krieg. Kommandantur. Sie haben Papa gefunden. Beziehungsweise Mama hat ihn gefunden. Oder das, was von ihm übrig geblieben war. Auf eigenen Händen hat sie ihn nach Hause gebracht. „Leicht wie ein Strohalm ist euer Papa“, hat sie gesagt. Sie haben ihn wieder auf die Beine gestellt. Das hat gedauert. Doch sie haben es geschafft. Sie haben ihr Leben wieder bekommen, ihre Eltern, auch wenn ein Teil davon weggerissen wurde. Ihre Kindheit, zum Beispiel. Und die von Waldi. Und die von vielen anderen Kriegskindern. Die Kindheit ist halt so eine Sache. Sie kann nicht warten, bis der Krieg zu Ende ist.

Oder die Verbannung. Sie ist dann einfach weg. Du verlierst als ein Fünfjähriger dein kleines Stiefelchen im Schlamm, und es wird vor deinen Augen in die Luft gejagt. Und du wirst erwachsen. Und dein kleines Schwesterchen auch. Weil das einfach ihre erste Erinnerung ist. Die allererste in ihrem Leben. Sie holt sie ihr Leben lang als ein Alptraum ein. Immer wieder. Siebzig Jahre lang. Auch jetzt noch, wo nicht nur ihre Eltern, sondern auch Waldi lange nicht mehr leben. Aber sie weiß doch, wo sie jetzt sind, nämlich in dem hellblauen, sonnendurchfädelten Himmel, wo sie selbst einst geschwebt ist. Und sie hat sich doch ihren gewagtesten Traum erfüllt und lebt seit Jahren in Deutschland. Sie hat ihr Zuhause wieder. Sie ist glücklich. Für sie alle. Das Einzige, was ihr fehlt, ist Waldis Stiefelchen. Jeder hat einen eigenen Markstein für seine gesprengte Kindheit.



Die „Psalmen-Schatulle“ von Anna Kasdorf.



Katharina Töpfer

Nina Paulsen (nach Erinnerungen von Katharina Töpfer)

Der Glaube half beim Überleben – die „Psalmen-Schatulle“ der Anna Kasdorf

Jahrzehntlang hat Katharina Töpfer aus Heidelberg die „Psalmen-Schatulle“ ihrer Tante Anna Kasdorf, geb. Vogt, aufbewahrt. Eine kleine vergilbte Schachtel mit Kärtchen, beschriftet mit Psalmen – für Anna eine Art Bibel in der Trudarmee in Fergana, Usbekistan, – erzählt die ergreifende Geschichte einer russlanddeutschen Frau, die Unmenschliches erlebt hat und dem Tod nicht nur einmal in die Augen schaute. Der Glaube hat ihr geholfen, zu überleben in den schwierigsten Zeiten und nicht zu verzweifeln.

Anna Kasdorf wurde 1917 in Grischkowka, Altairegion, in der Familie von Franz und Katharina Vogt geboren. Frisch verheiratet, übersiedelten beide 1904 im Zuge der Stolypin-Reform aus Südrussland in die Kulunda-Steppe. Hier wurden ihre elf Kinder geboren. Franz Vogt war Diakon in Grischkowka. 1933 wurde die Familie enteignet; lange Zeit mussten sie im eigenen Kuhstall eine Bleibe suchen. 1934 starb Franz Vogt an Typhus und ließ seine vielköpfige Familie zurück. Die Witwe Katharina brach mit einigen Kindern 1938 nach Kirgisien auf, hier fand sie bei bekannten Familien in Leninpol Zuflucht.

Anna blieb im Altai und heiratete Franz Kasdorf. Sechs Monate später wurde er Anfang 1942 in die NKWD-

Arbeitskolonnen eingezogen. Im gleichen Jahr erreichte Leninpol die Botschaft, Anna und ihre Schwester Sara seien im Altai am Verhungern. „Meine Mutter Margarete brach aus Kirgisien nach Sibirien auf, um die beiden zur Familie zu holen. Sie konnte aber nur Sara nach Hause mitnehmen. Anna, schwer krank, musste in Nowosibirsk zurückbleiben“, erzählt Katharina Töpfer. Erst sechs Monate später schaffte sie es mit dem Zug nach Dschambul (heute Taras) und dann zu Fuß nach Leninpol.

Kurz darauf wurde auch sie in die Arbeitsarmee in Fergana mobilisiert, wo sie bis 1950 blieb. Wie viele Frauen aus Leninpol musste auch Anna Kasdorf in einer Ziegelei Schwerstarbeit leisten. „Die Frauen wurden nicht so streng bewacht, wie man es sonst von Zwangsarbeitslagern hört. Sie durften sich relativ frei bewegen, konnten stricken oder nähen und die Sachen verkaufen, um dadurch ihre kargen Essensrationen aufzubessern – nur so konnte man dem Hungertod einigermaßen entgehen. In der Trudarmee legte Anna, eine gläubige Mennonitin, diese Schatulle mit Psalmen an. Der Glaube war für viele der einzige Rückhalt in diesen unheimlichen Zeiten“, sagt Katharina Töpfer.

Mit einem verletzten Bein kam Anna Kasdorf zurück und arbeitete lange in der bekannten Tuberkulose-Heilanstalt

in Leninpol. 1959 zog sie nach Dschambul und war dort bis 1972 Haushälterin und Kindermädchen in einer Arztfamilie. Lange Zeit versuchte sie vergeblich, ihren Mann Franz Kasdorf, ihre große Jugendliebe, ausfindig zu machen. Durch Zufall erfuhr sie in den 1960er Jahren, dass auch Franz lange nach ihr gesucht hatte, schließlich aber geheiratet und inzwischen drei Kinder hatte. Auch diesen Schicksalsschlag musste sie verkraften. Da Anna selbst kinderlos geblieben war, wollte sie die Familie nicht zerstören.

1972 zog Anna Kasdorf mit der Familie ihrer Schwester Sara nach Estland und wanderte 1975 nach Deutschland aus, wo sie bis zu ihrem Tod 1988 in Schwäbisch Gmünd (Baden-Württemberg) lebte. Die „Psalmen-Schatulle“ und ihr „Vergissmeinnicht“-Büchlein (eine Art Familienkalender) blieben vorläufig in Russland. Die Schwester Margarete Töpfer durfte sie beim Abschied aus Estland mitnehmen.

„Diese Sachen sollen nicht verschwinden, sie kommen in die Familie zurück“, nahm sich Katharina Töpfer damals vor. Inzwischen ist die ganze weit verzweigte Familie von Franz und Katharina Vogt in Deutschland. 1994 brachte Katharina Töpfer auch die Erinnerungsstücke von Anna Kasdorf zurück – der Kreis war geschlossen.

Reinhold Schulz (Übersetzung Nina Paulsen)

342 Flicken zählte Alexander Boos auf seiner „Fufaika“

Der Wolgadeutsche Alexander Boos, damals 16 Jahre, wurde 1941 zusammen mit seiner Familie und anderen Dorfbewohnern in den Hohen Norden der Sowjetunion deportiert. Die neue Station hieß Tyndom in der Komi ASSR – ringsumher Taiga und Schnee soweit das Auge reichte.

Die erwachsenen Männer wurden sogleich von den Familien getrennt und mussten Schwerstarbeit im Wald verrichten. Die Front brauchte Holz genauso dringend wie Munition, davon hing der Sieg ab. Die Norm musste um jeden Preis erfüllt werden, der Tod war alltäglich. Die geschwächten deportierten Deutschen starben wie die Fliegen, vor allem die Kinder. Bis zum Frühling 1942 verringerte sich die Zahl der Deportierten um die Hälfte. Die Verzweiflung der Überlebenden wurde immer größer.

Die Waldarbeiter erhielten gesteppte Wattejacken, die knapp über die Hüfte reichten – eine Arbeitsuniform für alle Jahreszeiten, die allgegenwärtige „Fufaika“. Sie war überlebenswichtig bei der Arbeit in der klirrenden Kälte. Wer eine eigene „Fufaika“ hatte, konnte sich glücklich schätzen und der Kälte trotzen.

Alexander Boos war ein Mensch mit ausgeprägtem Sinn für Unabhängigkeit und Eigenständigkeit. In der Natur und ihrer wilden Schönheit suchte er Ruhe und Erholung. Bei seinen Wanderungen gab es ab und zu auch unerwartete Begegnungen mit Bären, doch sie alle gingen glimpflich aus.

Manchmal angelte er und brachte Fische mit; so hatte die Familie auch einmal ein „Festessen“. Alle freuten sich riesig und dankten Gott für seine Barmherzigkeit. Im Herbst gab es Pilze, Beeren oder Kartoffeln.

Die einheimischen Dorfbewohner, die im Holzgewinnungsbetrieb arbeiteten, waren eigentlich herzensgut – jedenfalls solange sie „trocken“ waren. So



„Fufaika“ - Ausstellungsstück im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold.

bald aber einer ein paar Gläschen über den Durst getrunken hatte, wurden die deportierten Deutschen für ihn umgehend zu Faschisten. Auch Handgreiflichkeiten waren keine Seltenheit.

Dabei hatte die „Fufaika“ am meisten zu leiden; mal wurde die Tasche abgerissen, mal der Ärmel beschädigt oder der Kragen. Auch am Lagerfeuer oder bei Unfällen war es die Wattejacke, die Schäden davon trug. Außerdem diente sie unter Umständen mal als Kissen und mal als Decke.

Die „Flicken auf der Seele“ bleiben

Mit der Zeit wurde die „Fufaika“ alt und schwer, glänzte wie Leder, an der Knopfleiste reihten sich Knöpfe aller Farben und Größen, und sie war voller Flicken. Aber auch so schützte sie seinen Besitzer treu vor Frösten im Winter und in der kalten Sommerzeit des Nordens. Oft reichte die Zeit nicht zum Trocknen nach dem Regen.

Fast täglich kamen neue Flicker hinzu. Nach einem anstrengenden Arbeitstag im Wald hatte Alexander Boos in der Baracke meist die Aufgabe, Lappen aufzutreiben und die „Fufaika“ zu flicken.

17 Jahre lang schuftete der Arbeitsarmist Alexander Boos in verschiedenen Berufen im Hohen Norden, von 1941 bis 1958. Als das Leben etwas leichter wurde, konnte er immer wieder etwas Geld zur Seite legen; vom Ersparten kaufte er sich eine neue „Fufaika“. Seine Freude kannte keine Grenzen.

Aus Spaß zählte er die Flicker auf seiner alten Steppjacke. Er trennte nacheinander die Flicker ab und erinnerte sich jedes Mal an die Vorfälle, die das Loch verursacht hatten. Als er den letzten Flicker abgetrennt hatte, sah seine „Fufaika“ wie ein Fischernetz aus. Und auf dem Boden breitete sich ein Mosaik aus Stofffetzen aus, wie eine bunte Decke. Als er die

Flicker zählte, kam er auf die unglaubliche Anzahl von 342! Jeder wie ein Orden für einen Helden, der Strapazen, Kälte und Hunger hinter sich hatte, durch die Hölle gegangen und am Leben geblieben war – auch dank dieser „Fufaika“.

Nur die Flicker in der Seele, die Erniedrigung und die Ungerechtigkeit, die konnte Alexander Boos nicht loslösen. Sie sind ein Leben lang offene Wunden geblieben. Ohne Hoffnung auf Wiederherstellung der Gerechtigkeit kehrte er dem Land, das ihn so ungerecht behandelt hatte, den Rücken – für immer.

Sein Leben hatte Alexander Boos ein Tagebuch geführt, in dem er wichtige Ereignisse seines Lebens festhielt. Als er mit seiner Familie nach Deutschland aufbrach, wurde alles verbrannt. Wie ein alter Baum konnte er in Deutschland lange keine Wurzel schlagen. Ingeheim wartete er, dass die Gerechtigkeit für die Deutschen aus Russland irgendwann doch siegen würdet. Vergeblich, jetzt ist an ihn nur die Erinnerung geblieben.

Elvira Schick

Aus der Hölle zum Leben

Wenn mein Vater Woldemar Schick (2013 verstorben) auf die Vergangenheit zurückblickte, konnte er kaum glauben, dass er aus der Hölle immer wieder einen Weg zum Leben gefunden hatte.

Seine Kindheit verbrachte er in dem deutschen Dorf Georgstal in der Ukraine. Als er 1921 zur Welt kam, herrschte eine schreckliche Hungersnot; jeder Tag war ein harter Kampf ums Überleben. Mein Vater besuchte eine deutsche Schule bis zur 9. Klasse. Wissbegierig und aufgeweckt schrieb er Gedichte, malte und spielte Theater. Und er baute das erste Radio im Dorf zusammen. Wenn er einen Sender entdeckt hatte, lief er – auch nachts! – begeistert zu seiner Mutter Linda, um ihr die Neuigkeit mitzuteilen und sie den Sender hören zu lassen.

Seine Berufung, Lehrer zu werden, hatte er schon früh erkannt. So brachte er zum Beispiel seiner fünf Jahre jüngeren Schwester Olga die ersten Fähigkeiten im Rechnen und Schreiben bei. Papier war damals ein Luxus, den sich die Kinder kaum leisten konnten, deswegen schrieb der junge „Lehrer“ alles einfach mit der Kreide an die Tür.

Sein größter Wunsch war jedoch, Pilot zu werden. Er sammelte Fotos berühmter Flieger und malte sich seinen Ausbildungs- und Berufsweg aus. Alles stimmte, seine Kenntnisse, seine Gesundheit, und doch bekam er keine behördliche Genehmigung für eine Pilotenausbildung. Hinderungsgrund war seine deutsche Volkszugehörigkeit. Mein Vater versuchte, dagegen anzukämpfen, und schrieb sogar an den damaligen sowjetischen Außenminister Woroschilow – ohne Erfolg.

1939 stand der Armeedienst an und somit der Abschied von zu Hause. Bis 1941 diente er in der Mongolei. Mein Vater war ein ausgezeichnete Soldat und konnte deswegen die Kommandeurskurse absolvieren.

Er konnte nicht ahnen, dass es ziemlich lange dauern würde, bis er seine Mutter wieder sah. Nach dem Armeedienst begann nämlich der deutsch-sowjetische Krieg, und die Soldaten durften nicht in ihre Heimatorte zurück.

Als der Krieg ausbrach, wurden die Russlanddeutschen aus der Roten Armee ausgeschlossen. Tausende Sol-



Woldemar Schick

daten und Offiziere kamen in die so genannte Trudarmee, in der sie wie ihre Landsleute Zwangsarbeit leisten mussten. Mein Vater war jung und voller Pläne und dachte nicht ans Sterben, obwohl er wie die anderen Trudarmisten als Todeskandidat galt.

Mit seinem guten Freund Herrmann Steglitz bereitete mein Vater die Flucht vor. Damit hatten sie eine weitaus größere Chance zu überleben als im Arbeitslager. Nach gründlichen Vorbereitungen warteten sie auf eine passende Gelegenheit zur Flucht. Diese war gekommen, als es heftig stürmte und sie sich an einer günstigen Stelle befanden.

Bald mussten sie jedoch erkennen, dass sie sich nicht mehr länger im Wald aufhalten könnten. Sie waren ausgehungert und erschöpft und beschloßen daher, in das nächstgelegene Dorf zu gehen. Dort öffnete man ihnen die Tür und nahm sie auf, doch schon bald kamen Männer, die sie zurück ins Lager brachten.

Wegen der Flucht wartete auf meinen Vater nun ein weiteres Lager in Magadan. Dort war ein Tag wie der andere – ausweglose Sklavenarbeit. Danach schickte man ihn in den hohen Norden, wo die Chancen, lebendig zurückzukehren, ebenfalls sehr gering waren.

Noch Jahrzehnte später erinnerte sich mein Vater mit besonderer Wärme und Dankbarkeit an den Weißrussen Michail Mschar, der ihm das Leben ret-



Woldemar Schicks Mutter Linda

tete, als er hungerte und fror, ihn zu sich einlud und ihm zu essen gab.

Glücklicherweise erhielt er bald eine bessere Arbeit, wodurch seine Überlebenschancen stiegen. Er nutzte seine technischen Kenntnisse und wurde auf Weiterbildungskurse geschickt.

Von diesem Zeitpunkt an lebte er in Magadan als freier Mensch und konnte im Lehrkombinat der Stadt unterkommen. 1948 durfte er dann per Schiff zum Rest seiner Familie fahren, die nach Kasachstan deportiert worden war.

In Semipalatinsk arbeitete mein Vater am Tage und lernte am Abend. An eine Pause war nicht zu denken. Zunächst arbeitete er, wie viele andere junge Leute, im Fleischkombinat der Stadt. Anschließend als Kranführer, wobei er Tag für Tag bei klirrender Kälte und Dunkelheit zu seinem Arbeitsplatz musste.

Später wurde er Lehrer und unterrichtete lange Jahre Deutsch, zunächst an einer Abendschule und dann an einer Mittelschule. Wenn er es mit schwierigen Schülern zu tun hatte, dachte er an seine eigene Kindheit, in der ihm auch so einiges eingefallen war... Dann drückte er schmunzelnd ein Auge zu und begnadigte die „Bösewichter“.

1955 gründete er mit Hilda geb. Schmidt eine Familie, in der drei Kinder zur Welt kamen: Konstantin (1956), Linda (1958) und Elvira (1960). Sie ermöglichten ihnen eine Hochschulausbildung als Grundlage für ein erfolgreiches Arbeitsleben.

Artur Schneider (deutsch von Nina Paulsen)

Drei Schwestern – Schicksalsschläge mit Geduld und Demut meistern

Am 30. August 1941, einem Samstag, erhielten wir die letzte Ausgabe der Zeitung „Nachrichten“ mit dem Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion über die Übersiedlung der Wolgadeutschen in den Osten. Und bereits am 4. September begann der Transport von der Eisenbahnstation „Netka“. Zuerst waren das Dorf Pfeiffer und die Straße Perwomajskaja (die „Lawlagass“) unserer Kolonie Kamenka an der Reihe.

Der Zug mit den Deportierten kam nach über zwei Wochen an der Station Issilkul, Gebiet Omsk, an. Die Familie unseres Nachbarn Josef Kissner landete im Dorf Solnzewka. Später zog er in die benachbarte Siedlung Becker, wo er in der Kolchose als Mähdrescherfahrer arbeitete.

Anfang 1942 wurde Josef in die Trudarmee geholt und kam nach Iwdel, Gebiet Swerdlowsk. Seine Ehefrau Katharina (geb. 1917) blieb in der Fremde mit zwei kleinen Kindern zurück. All ihre Verwandten verschlug es nach Kasachstan. Im August 1942 beschloss Katharina, sich zu ihren Verwandten durchzuschlagen – ohne Abmeldung und Genehmigung!

Vom ohnehin bescheidenen Hab und Gut, das die Familie in der Eile der Deportation mitnehmen konnte, war nicht viel übrig geblieben. Einiges konnte sie gegen Dringenderes eintauschen, das meiste verschenkte sie nun einfach, damit sie nicht viel zu tragen hatte. Der Rest – nur die notwendigsten Dinge – passten genau in den selbst gefertigten Kinderwagen. So machte sie sich auf den Weg Richtung Kasachstan, fest entschlossen, die Mutter und ihre zwei Schwestern zu finden – den zweijährigen Sohn auf dem Arm und die fünfjährige Tochter am Rockzipfel.

Das Unternehmen war sehr mühsam und gefährlich. Russisch konnte Katharina kaum; den Weg von Omsk bis Kokschetaw erfragte sie bei den Einheimischen mit Händen und Füßen, nicht selten musste sie umherirren. Geschlafen wurde meist unter freiem Himmel, gegessen und getrunken das, was es eben so gab. Das Schlimmste war, dass

Katharina unterwegs bestohlen wurde – alle ihre Dokumente waren weg.

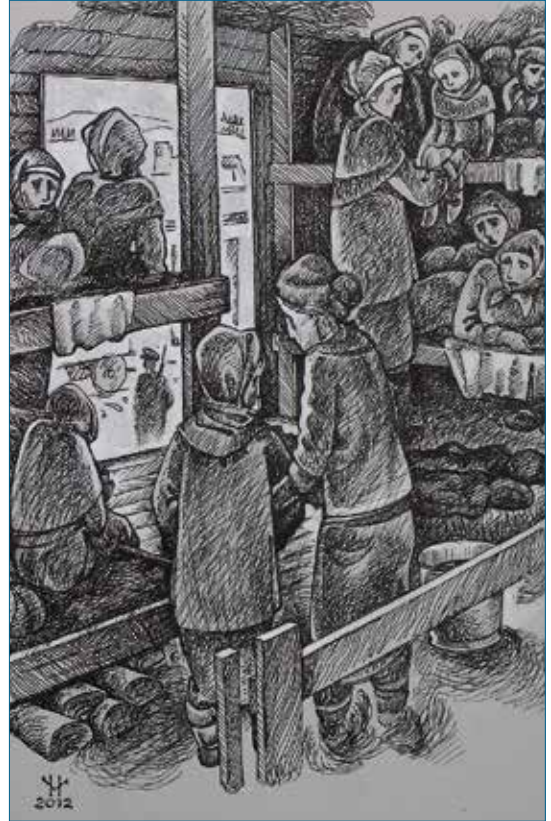
Nach Wochen beschwerlichen Fußmarsches erreichte sie das Dorf Dorofejewka im Gebiet Akmolinsk. Hier lebten ihre Mutter, die Schwester Maria Schmidt (geb. 1915) und die Schwester Anna Baier (geb. 1919). Das Eintreffen von Katharina mit den Kindern war eine Überraschung ohnegleichen und eine große Freude. Die Verwandten konnten sich kaum vorstellen, wie sie es geschafft hatte, allein mit kleinen Kindern einen Weg von Hunderten Kilometern zurückzulegen. Sie unterstützten Katharina nach Kräften und halfen ihr, sich am neuen Ort einzuleben.

1944 kam Josef Kissner aus der Trudarmee zurück; auch danach arbeitete er in der Kolchose „Kollektivist“ (Dorf Dorofejewka) als Mähdrescherfahrer.

1959 übersiedelten die Kissners in das benachbarte Dorf Kamennyj Karjer in der Nähe der Stadt Schtschutschinsk. Die Siedlung war fast ausschließlich aus Wolgadeutschen aus Kamenka aufgebaut worden.

Langsam trat auch in das Leben der Familie Kissner eine gewisse Normalität ein. Nach den zwei Kindern brachte Katharina noch sieben weitere zur Welt; heute sind nur noch vier von ihnen am Leben. Katharina sang im Kirchenchor des Dorfes mit. Ihren Mann beerdigte sie 1986, seit 1993 lebt sie mit ihren Kindern in Deutschland.

Auch Egor Baier kam 1946 aus der Trudarmee zurück und arbeitete als Tischler. 1960 siedelte die Familie ebenfalls nach Kamennyj Karjer um. Von ihren zehn Kindern sind alle noch am Leben. 1987 musste Anna Baier ihren Mann beerdigen. 1995 kam sie mit ihren Kindern und deren Familien nach Deutschland. Drei Jahre später mussten die Kinder den Tod ihrer Mutter beweinen. Josef Schmidt arbeitete nach



Viktor Hurr: In der Verbannung.

der Trudarmee als Motorenwart auf der Elektrostation. Maria Schmidt fand zeitweilig eine Beschäftigung in der Kolchose.

Die Auswanderung nach Deutschland hat Josef leider nicht erleben können. Er verstarb 1994, kurz bevor Maria mit ihren Kindern in das Land der Vorfahren aufbrach. 53 Jahre hatte sie in Dorofejewka gelebt. 1997 ging sie friedlich aus dem Leben – in der neuen Heimat.

In Deutschland konnten alle Familien mit staatlicher Starthilfe und dank eigenem Fleiß schneller Fuß fassen, als es ihren Eltern 1941 nach der Deportation in Kasachstan möglich gewesen war – der Heimat beraubt und unter Verdacht stehend, Verräter und Spione zu sein. Und so trauern sie auch ihrer alten Heimat, die sie für Jahrzehnte in der Verbannung ließ, nicht nach. In ihrem langen, strapazenvollen Leben lernten die Schwestern, die Schicksalsschläge mit Geduld und Demut zu meistern.



Viktor Hurr: Bei der Deportation auf dem Friedhof zurückgelassene Kühe.



Valentina Spieß im Jahr 1957.

Valentina Spieß (aufgezeichnet von Sophie Wagner)

Unter Bomben in die Verbannung

Valentina Spieß, geb. Weber, wurde 1927 in Hohenfeld, Ukraine (Rayon Kromatorski, Gebiet Donezk), geboren. Am 3. März 1993 kam sie nach Deutschland. Heute lebt sie in Ebersdorf bei Coburg in Oberfranken. Sie erzählt aus ihrem Leben:

Am 28. September 1941, gerade als die in diesem Jahr sehr gute Ernte unter Dach und Fach war, mussten wir unser Dorf Hohenfeld verlassen. Am Tag zuvor waren gegen Mitternacht Autos gekommen, und wir hatten den Befehl erhalten, bis um fünf Uhr morgens zum Abtransport mit den Autos bereit zu sein. Man würde uns nach Kramatorsk im Gebiet Donezk bringen, wo man uns in Züge verladen werde.

Die Frauen gerieten in Panik, alles heulte und weinte. Die Kühe und Schweine wurden aus den Ställen getrieben. Sie brüllten und wollten nicht vom Hof weg. Es bot sich ein schreckliches Bild des Elends.

Um halb fünf standen die Autos bereit. Alle mussten einsteigen. Die Klassen hatten ein Schwein geschlachtet, Speck und Fleisch gebraten und daher etwas zum Essen. Wir hatten nichts. Wir durften nur so viel mitnehmen, wie wir tragen konnten. Unsere Herzen taten

weh. Wir hatten doch so ein schönes großes Haus. Gute Möbel, noch von Großvater Buchmüller. Der große Obstgarten. Die Mutter musste als Krüppel mit drei Kindern einsteigen. Mein wunder Fuß, notdürftig verbunden, schwoll an. Ein letzter Blick auf den Hof, und los ging's.

Man brachte uns nach Kromatorsk. Dort wurden wir in Viehwaggons verladen. Unser Wagen war so vollgestopft mit Menschen! Mir schien, als dränge sich unser ganzes Dorf in einem Wagen zusammen. Gegen elf Uhr sollte es losgehen. Der Kommandant kam und sagte, in zwei Stunden gäbe es warmes Essen. Wir warteten.

Auf einmal tauchte ein deutsches Flugzeug auf. Es flog sehr niedrig. Nach einem lauten Krach flog eine Erdwelle hoch. Das Flugzeug drehte und warf neue Bomben ab. Alles schrie und stürzte aus den Waggons.

Neben uns stand ein Zug mit den Deutschen aus der Nachbarsiedlung Konstantinowka. Den hatte es fast ganz zerschlagen. Die Überlebenden aus diesem Zug mussten noch über die Gleise laufen. Wir standen ganz vorn, nahe dem Wald. Alles rannte Richtung Wald. Um uns herum krachte es. Wir wurden mit einem Maschinengewehr beschossen. Die Blätter wirbelten um uns in der Luft.

Hinter dem Wald standen Felder mit abgeernteten Sonnenblumen und Maisfelder, dahinter lag ein kleines Dorf. Die Dorfbewohner flüchteten aus den Häusern, während wir ganz unbewusst in ihre Häuser rannten. Ich trug eine Gamasche, der zweite Fuß war verbunden. Woher ich bei den starken Schmerzen durch die Wunde im Fuß die Kraft zum Rennen hatte, weiß ich nicht.

Es war noch schön warm, wir waren nur leicht bekleidet. Unterhosen trugen wir zu jener Zeit nicht, die gab es nicht, auch ich hatte keine an. Aus Angst hatte ich mich, einfach gesagt, vollgeschissen. Ich rannte um mein Leben, und die Scheiße lief mir am Hintern herunter. Man schämt sich heute, so etwas zu erzählen, aber es ist die Wahrheit. Ich war ein Mädchen von 14 Jahren.

Wir rannten in ein fremdes Haus. Mama säuberte mich ein wenig. Mein Bruder Roman war beim Herausstürmen aus den ziemlich hohen Viehwaggons auf der Treppe ausgerutscht und heruntergefallen. Die Nase war aufgeschürft, er hatte Blut im Gesicht. Mutter reinigte auch ihn.

Im Haus war niemand. Wir nahmen, was wir fanden, und benutzten es. Dann gingen wir wieder raus auf die Felder und hockten uns zusammen nieder.

Der Angriff ließ langsam nach, als auch schon die Kommandanten kamen.

Sie pfffen und riefen, alle sollten zurück zum Bahnhof. Einige gehorchten nicht, sie versteckten sich und kamen danach zu den Deutschen.

Wir gingen zu den Zügen. Unterwegs trafen wir die Kinder von Mutters Bruder Heinrich, Edmund und Hildegard Buchmüller. Ihre Mutter lag tot auf dem Boden, die Kinder standen daneben und weinten. Meine Mutter nahm die Kinder mit.

Unterwegs wurden wir fünfmal angegriffen. Während eines Bombenangriffs wurde ich am linken Knie verwundet. Die Stelle sieht man heute noch. *(Als sie die Geschichte erzählte, zeigte Valentina Spieß die Stelle, an der der Splitter saß. S.W.)* Die Ärzte haben ihn damals aus irgendeinem Grund nicht entfernt. Sie sagten, es würde zuwachsen und schon gehen.

Der letzte Angriff überraschte uns auf der Station Liska bei Woronesch in Zentralrussland. Aus unserem Dorf war auch die Frau von Rudolf Bauer, der nach dem Tod meines Vaters die Leitung im Dorf übernommen hatte, dabei. Marie Bauer hatte ihre Eltern und vier Kinder, das Kleinste noch ein Säugling, zu versorgen. Ihre Eltern waren beide Invaliden, die Mutter lief auf Krücken, der Vater war blind. Daher konnten sie bei dem Angriff nicht weglaufen.

So blieben sie sitzen, die Großmutter mit dem Säugling auf dem Arm. Marie lief mit den drei anderen weg. Als sie zurückkamen, waren die Eltern und der Säugling tot.

Zuerst brachten sie uns nach Alma-Ata, damals Hauptstadt von Kasachstan. Dort waren aber schon viele Deportierte, und man konnte uns nicht aufnehmen. Daher ging es weiter, Richtung Norden, in die Altairegion, nach Rubzowsk. Hier warteten schon Fuhren aus den Dörfern auf uns. Auf den Fuhren lagen Heu und große Tulups (Fellmäntel). Leicht gekleidet, wie wir waren, froren wir entsetzlich. Wir waren daher froh, dass man uns in die Tulups einwickelte und in das Dorf Polowinkino brachte. Dort wurden wir auf Familien aufgeteilt.

Wir kamen zu einem alten russischen Ehepaar. Einer ihrer Söhne war an der Front gefallen, vom anderen bekamen sie noch Post von der Front. Später wohnten wir dann mit drei weiteren Familien zusammen.

Nun waren wir also in diesem russischen Dorf Polowinkino, in Sibirien. Mutter mit uns fünf Kindern. Sie erkrankte wieder und konnte nicht für uns alle sorgen. Schweren Herzens musste



Viktor Hurr: Abtransport in Viehwaggons.



1958 in Moskowka (von links): Valentina Spieß, Ehemann Friedrich Spieß, Valentina Spieß, Rosa Lehmann, Maria Rudi und Emilia Klein.

sie zustimmen, dass die Kinder ihres Bruders eine andere Bleibe bekamen. Edmund kam in die FSO (Fachschulausbildungsstelle), Hildegard in ein Kinderheim in Rubzowsk. Leider haben wir später nichts mehr von ihnen gehört.

Im Herbst 1942 fand unsere Mobilisierung in die Trudarmee statt. Zu-

erst verließ Frau Spieß, meine spätere Schwiegermutter, mit ihrer Tochter das Haus. Ich musste im September 1943 zur Trudarmee; damals war ich noch keine 16 Jahre alt.

Wir wurden wieder in Viehwaggons transportiert, immer weiter Richtung Norden. Wir wurden in der Nähe von

Ufa, etwa hundert Kilometer westlich des Urals, im Wald untergebracht.

Dort mussten wir Holz auf dem Fluss Belaja flößen. Zuerst arbeitete ich im Wald; meine Kolleginnen und ich mussten die Äste der gefälltten Bäume abhacken und die Holzstämme zersägen.

Im Frühling musste ich dann zum Flößen. Man kann sich kaum vorstellen, wie viele Menschen bei dieser Arbeit ertranken. Ich denke, das Flussbett ist noch heute mit Menschenknochen ausgelegt – Knochen unserer Deutschen. Wir waren doch alle schwach, ausgehungert und kraftlos.

Wenn ein Holzpacken kam, konnten wir ihn oft nicht festhalten und lenken. Immer wieder sahen wir, wie einer der Zwangsarbeiter ins Wasser fiel und nicht gerettet werden konnte.

Wir wohnten in langen Baracken. Das gesamte Lager war umzäunt und mit Wachen und Hunden umstellt. Uns gegenüber stand eine Baracke, in der deutsche Kriegsgefangene untergebracht waren. Diese arbeiteten ebenfalls im Wald beim Holzfällen. Manchmal riefen sie uns etwas zu, wir riefen zurück, und manchmal wagten wir es auch, an den Zaun zu gehen und uns kurz zu unterhalten.

Einer von ihnen hieß Konrad Schiebel, den ich in Deutschland wieder gesehen habe. Mit dem haben wir uns auch schon hier in Deutschland getroffen. Er ist jetzt 92 Jahre alt und wohnt in unserer Nähe, in Mitwitz, Oberfranken.

Es war im Winter 1944. Wir standen ständig im eiskalten Wasser. Mein Knie lief blau an, schwoll fürchterlich an und begann zu eitern. Es bildete sich eine Eiterbeule. Ich musste ins Lazarett, das am Ende der Baracke in einer abgetrennten Ecke lag. Mal lagen drei, mal vier Kranke darin. Wurde ein Kranker so schwach, dass sein Ende abzusehen war, trug man ihn ins Totenhaus. Die Toten stapelte man in einem tiefen Loch im Wald. Das Loch blieb offen, bis es voll genug war. Auf dem Weg zur Arbeit und zurück kamen wir oft daran vorbei. Es war ein schrecklicher Anblick. Ei-



Viktor Hurr: In der Frauenbaracke.

nige der Begrabenen hörte man noch stöhnen.

Ich lag schon einige Tage in der Ecke. Einen richtigen Arzt gab es nicht; im Laufe des Tages kam eine Sanitätsschwester vorbei, die Salbe auftrug und den Verband wechselte.

Zum Glück war ich nicht die Einzige aus unserem Dorf in dem Lager. Es waren Frieda und Lina Arnold, Katja Spieß, Lida Kamchen und Frieda Weimert dabei. Heute leben meine Freundinnen von damals alle in Deutschland. Die Mädchen wagten es, auf die abgeernteten Felder der nahe gelegenen Dörfer zu gehen, und brachten mal eine Rübe, mal einen Sonnenblumenkopf oder einen Maiskolben, bei mehr Glück eine gefrorene Kartoffel mit. Das kochten sie heimlich. Davon bekam auch ich etwas ab. Wir bekamen etwas Brot auf die Karte, aber das war so wenig, dass wir ständig hungrig waren.

Eines Nachmittags kam der Kommandant vorbei, ein Ukrainer aus Kramatorowka, unserem Rayonzentrum in der Ukraine. Er hatte zuvor als Soldat

an der Front gekämpft und kannte meine Eltern ziemlich gut. Er sah mich an und sagte: „Töchterchen, hast du hier jemanden, der dir helfen könnte? Heute Nacht werden wieder Tote weggebracht, und du stehst auf der Liste. Wenn dir jemand helfen kann, vielleicht sogar bis zum Bahnhof zu kommen, hast du vielleicht eine Chance, dich zu retten. Ich habe heute Nacht Wachdienst. Ich Sorge dafür, dass ihr aus dem Lager kommt. Und die Mädchen können ohne Schwierigkeiten wieder zurückkommen.“

Ich erzählte das meinen Freundinnen, die sofort bereit waren, mir zu helfen. Sie bemühten sich, das Mögliche an Kleidung für mich zusammenzusuchen. Ein kleiner alter Puschsal (Pusch – feinste Wolle aus Ziegenhaar) wurde um meinen Fuß gewickelt. Frieda Weimert, Lida Kamchen und Emma Tschernachowski machten sich mit mir auf den Weg zur Bahnstation. Spätabends gingen wir los. Sie setzten mich in den Zug, und meine Reise ins Ungewisse begann.

Nach einer abenteuerlichen Flucht erreichte ich wieder die Siedlung Polowinkino, wo meine Familie wohnte. Nachdem ich die Aleja, einen Nebenfluss des Irtychs, überquert hatte, konnte ich die Schweinefarm des Dorfes erkennen. Dort angekommen, traf ich Katja Gerlach, die mich erstaunt fragte: „Lieber Gott, wo kommst du denn her?“

Ich antwortete: „Aus dem Jenseits. Gott sei Dank haben mir gute Menschen geholfen, von dort weg zu kommen, wo der Teufel zu Hause ist.“

Ich erfuhr, dass man meine Mutter, trotz ihrer Behinderung zur Trudarmee eingezogen hatte. Katja Gerlach zeigte mir, wo meine Brüder wohnten. Sie lebten bei einer Russin, deren Mann an der Front war.

Der Kommandant erlaubte mir, im Dorf zu bleiben. Im Dorfsowjet war ich ja nach der Ankunft aus der Ukraine registriert worden. Man ließ mich in Ruhe. Mein Vorteil war, dass ich gut Russisch konnte. Die überwiegend wolgadeutschen Umsiedler im Dorf konnten kein Russisch. Daher ließ der Kommandant mich oft kommen, um zu übersetzen.

David Greibel

Die Reise in die Ungewissheit

Nach dem gnadenlosen Vertreibungserlass vom 28. August 1941 hatten wir in Zürich an der Wolga noch einige Tage Zeit für die Vorbereitungen. Da wurde Brot gebacken, Schweine und Hühner wurden geschlachtet, Fleisch eingekocht und Speck eingesalzt. Die Kolchoskühe wurden nicht mehr gemolken. Auf der Tenne lag noch viel Weizen – das Vieh hatte sich überfressen und ging elendig zugrunde. Das Gebrüll der Kühe, die gemolken werden wollten, und das Geheul der Hunde, die Unheil witterten, dröhnen mir noch heute in den Ohren.

Schon bald ging es mit Ochsen- und Pferdewagen in Begleitung von bewaffneten Soldaten bis zum Wolgaufer. Mitnehmen durfte man nur so viel, wie jede Familie tragen konnte. Drei Tage mussten wir dann am Ufer unter freiem Himmel ausharren. Getrunken wurde aus der Wolga, wonach mehrere Kinder krank wurden.

Endlich wurden wir auf Lastkähne verladen, die Kohle transportierten, und es ging flussabwärts Richtung Saratow. Da es dort keinen Platz zum Ausladen gab, schipperte man uns zurück nach Engels, dann wieder nach Saratow, wo wir endlich in Viehwaggons verladen wurden. Die Nacht war sehr dunkel, in den Waggons kein Licht. Ein Gedränge und ein Geschrei, mitten in diesem Tumult verloren mehrere Frauen ihre Kinder.

Erst am frühen Morgen ging es nach Osten. In den Viehwaggons gab es drei-

David Greibel wurde 1930 in Zürich, Wolga, geboren. Seit 1992 in Deutschland, lebt in Mülheim/Ruhr.

stöckige Liegen aus ungehobelten Brettern; darauf mussten acht bis zehn Familien – jede hatte viele Kinder – auf engstem Raum Platz finden. In der Diele hackte ein Mann mit dem Beil ein Loch in den Boden; das war für die nächsten drei Wochen die Toilette für Jung und Alt.

Nach ein paar Tagen war das Fleisch schon voller Maden, und alles musste entsorgt werden. Viele Kinder und alte Menschen wurden krank. Und da es keinen Arzt oder Medikamente gab, starben unterwegs etliche Kinder. Sobald der Zug hielt, wurden sie in Stoff eingewickelt und irgendwo mitten in der Steppe ohne Sarg und ohne Kreuz begraben.

Unterwegs bekamen wir alle zwei, drei Tage etwas Brot und heißes Wasser (Kipjatok – aufgekochtes Wasser). Wenn der Zug länger anhielt, suchte man Ziegel und Brennholz und kochte in den mitgenommenen Kesseln auf dem provisorischen Ofen Essbares. Nicht selten kam es vor, dass der Zugführer zur Weiterfahrt piffte und die Kartoffeln noch nicht gar waren. Da wurden Kessel und Ziegel schnell in den Waggon gehievt – bis zum nächsten Stopp.

Unterwegs wurden wir von Soldaten überwacht, die sich aber nur wenig um uns kümmerten, sondern meistens in ihrem Waggon saßen und Karten spielten.

Ende September erreichten wir endlich Nordkasachstan, die Station Makinka im Gebiet Akmolinsk. Mit Ochsenfuhrn wurden wir in ein Dorf gebracht, wo die Deportierten bei russischen oder auch einigen ortsansässigen deutschen Familien einquartiert wurden.

Im Januar 1942 wurden die ersten deutschen Männer, darunter auch mein Vater, in die Arbeitsarmee eingezogen. Er wurde in der Nähe von Swerdlowsk bei Waldarbeiten eingesetzt. Im Herbst 1942 waren dann auch die Frauen, die keine Kinder unter drei Jahren hatten, an der Reihe. Meine Mutter kam im Herbst 1943 in die Trudarmee.

Besonders schlimm war es, wenn eine russische Familie eine Todesnachricht von der Front bekam. Da wurden wir Deutschen als Fritzen und Faschisten beschimpft, nicht selten auch auf die Straße gesetzt, denn: „Ihr habt meinen Sohn/meinen Vater umgebracht.“

So mussten wir bei mehreren Familien Unterschlupf suchen, bis ich 1945 eine Erdhütte gebaut hatte. Darin konnte ich mit meiner Schwester überleben.

Vor allem in den Kriegsjahren war quälender Hunger unser ständiger Begleiter. Um an Essbares zu kommen, nahm man jede Arbeit an. Die Schule war für die Deutschen tabu.

Wenn ich mich, wie es vorgeschrieben war, jeden Monat beim Kommandanten der Siedlung meldete, hörte ich nicht selten die Fragen: „Du lebst immer noch? Bist noch nicht krepirt?“ Erst Ende 1956 wurde die Schmach der Meldepflicht abgeschafft.



Reinhold Frank
geb. 1918 an der Wolga,
1941 deportiert
in das Gebiet Krasnojarsk,
verst. 2001
in Frankfurt/Main;
Dichter, Erzähler,
Übersetzer

Unsere Opfer

Tausende unserer Schwestern,
Tausende unserer Brüder
trieb man in der Hölle Tor –
und es schluckte sie
mit gierigem Rachen...
Stramme Wächter standen davor,
sie zu bewachen.
Brach blieben liegen die Felder,
die sie einst bestellt.
Schrie auch nach Brot
schon die halbe Welt.
Während die gestrigen Bauern
beim Roden von Wäldern
in Massen fanden den Tod.

Wie viele Mütter,
wie viele Väter
sind nicht zurückgekommen?
Wie viele Kinder
blieben als Waisen zurück?
Doch alle ihrer Peiniger
sind wegen Morden
weder zur Rede gestellt
noch verurteilt worden.
Was wir erlitten,
das blieb unermessen...
Doch blieb die Erinnerung,
es bleibt unvergessen.

Rosalina Müller

Erinnerungen an meine Kindheit

Der Tschetscheneneinbruch

1944 war der Winter bei uns in Pruggerhof sehr kalt, und da wir Kinder keine geeignete Kleidung hatten, durften wir das Haus nicht verlassen. Nur mein älterer Bruder konnte hinaus auf die Straße, wenn er zur Schule ging oder den Großeltern und unserer Mutter helfen musste.

Eines späten Abends waren wir alle schon im Bett, als auf einmal seltsame Geräusche zu hören waren. Meine Mutter stand auf, zog sich an und machte die Petroleumfunzel an. Sie ging in den Hof hinaus und kam kurze Zeit später zurück, konnte jedoch vor lauter Aufregung nicht sprechen. Erst nachdem sich alle Geräusche gelegt hatten, erzählte sie, was sie gesehen hatte.

Obwohl der Eingang in den Hof jeden Abend mit einem dicken Holzriegel verschlossen wurde, waren draußen auf dem Hof einige tschetschenische Männer. Diese waren mit einer Brechstange auf meine Mutter losgegangen und hatten ihr befohlen, ins Haus zurück zu gehen, sonst würden sie sie umbringen.

Von Schlaf konnte in dieser Nacht keine Rede mehr sein. Alle lauschten und flüsterten. Am frühen Morgen ging meine Mutter mit meinen Großeltern und einer Petroleumfunzel in der Hand wieder in den Hof hinaus, um nachzusehen, ob die Männer noch da waren und was sie zurückgelassen hatten.

Als sie die Kuh im Stall wieder fanden, waren alle überglücklich. Der



Rosalina Müller

wurde 1939 in der deutschen Siedlung Rosenfeld (früher Marienfeld) bei Tiflis, Georgien, geboren. Mit zwei Jahren wurde sie mit ihrer Familie deportiert und kam in ein deutsches Dorf im Kreis Schemonaicha, Ostkasachstan. An die Deportation selbst hat sie natürlich keine eigenen Erinnerungen, umso lebhafter sind ihre Erinnerungen an die Jahre danach, die sie für diese Gedenkschrift niedergeschrieben hat.

In den Kriegsjahren starben viele Mitglieder ihrer Familie: ihr Vater Samuel Müller, zwei Ehemänner ihrer Tanten, Friedrich Damm und Gottlob Spitz, ihre Cousinen Nelly Damm und Gertrud Ilg und ihr Cousin Gottlieb Spitz.

Keller gab allerdings Anlass zur Trauer – die Männer hatten sich reichlich bedient: Kartoffeln, Zuckerrüben, Gelbe Rüben, Kürbisse, Kraut, Sauerkraut aus dem Fass. Außerdem war alles, was sie da gelassen hatten, gefroren, da der Kellereingang nicht verschlossen und darüber hinaus nicht mit der Decke und Stroh abgedichtet worden war. Nach diesem Überfall mussten wir das gefrorene Gemüse verbrauchen, um nicht zu verhungern, da es nichts anderes zu essen gab: kein Brot und Mehl, kein Fleisch, keine Butter, kein Käse, keine Wurst.

Der Einzug der Kommandanten

Mit dem Einzug der Kommandanten ins Dorf war auch Schluss mit den Got-

tesdiensten. Monat für Monat musste jeder Erwachsene per Unterschrift seine Anwesenheit im Dorf bestätigen, und wenn meine Mutter zum Beispiel ins Kreiszentrum gehen musste, war sie zuallererst verpflichtet, einen Erlaubnisschein beim Kommandanten abzuholen.

Der Ziegenflaum

Als der erste Kommandant nach Pruggerhof kam, wurde er unser Nachbar. Er und seine Frau brachten einige Flauschziegen mit. Die Frau kämmte die Ziegen mehrmals im Jahr, um den Flausch zu gewinnen und aus diesem warme Handschuhe, Pullover und anderes für den kalten Winter stricken zu können.

Aber bevor der Flaum verwendet werden konnte, musste aus ihm die Granne entfernt werden. Ich denke, sie hatte selbst einfach keine Lust, diese mühselige Arbeit zu erledigen, und tauchte deswegen eines Tages bei uns im Frankhaus, in dem wir wohnten, auf. Sie bat unsere Mutter und unsere Großmutter um die Mithilfe von uns Kindern und zeigte uns auch gleich, wie es gemacht wird. Wir hatten also wieder einmal eine Aufgabe bekommen. Wir bemühten uns sehr, diese ordentlich auszuführen. Wenn ich jedoch heute über die Belohnung für unsere Arbeit nachdenke, habe ich wieder ein unangenehmes Gefühl...

Eines Tages kam nämlich unsere Mutter mit einem Stapel der russischen Zeitschrift „Ogonjok“ an und sagte zu uns Kindern, jedes dürfe sich

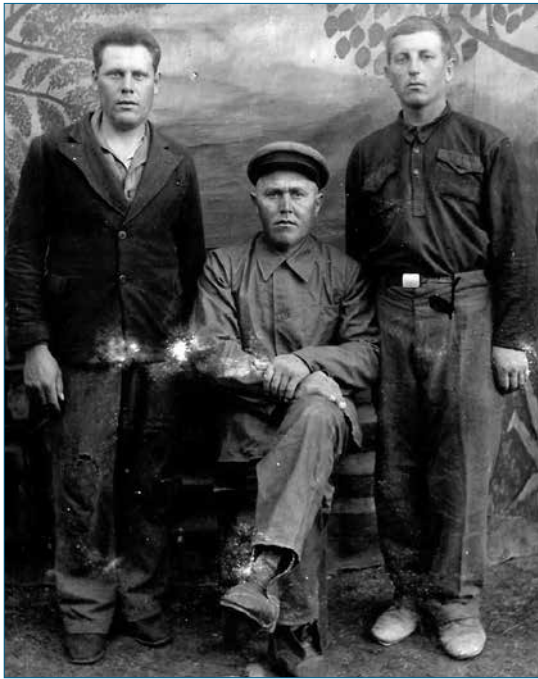
Verordnung des Volkskommissariats der UdSSR vom 8. Januar 1945 über die Rechtsstellung der Sondersiedler (der nach der Deportation in den Vertreibungsgebieten Angesiedelten). Auszüge:

3. Die Sondersiedler haben nicht das Recht, den von der jeweiligen Kommandantur betreuten Ansiedlungsrayon ohne Genehmigung des Kommandanten der Sonderkommandantur des NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) zu verlassen.

Das eigenmächtige Verlassen des von der jeweiligen Kommandantur betreuten Ansiedlungsrayons wird als Flucht gewertet und hat eine strafrechtliche Verantwortlichkeit zur Folge.

4. Die Sondersiedler – Familienoberhäupter bzw. die sie vertretenden Personen – sind verpflichtet, der Sonderkommandantur des NKWD binnen dreitägiger Frist alle Veränderungen in der Zahl der Familienmitglieder (Geburt eines Kindes, Tod eines Familienmitglieds, Flucht usw.) zu melden.

5. Die Sondersiedler sind verpflichtet, das für sie festgelegte Regime und die öffentliche Ordnung in den Ansiedlungsgebieten streng einzuhalten und sich allen Verordnungen der Sonderkommandanturen des NKWD zu fügen.



Gottfried Ilg (rechts) in der Trudarmee 1947/48.

ein Exemplar aussuchen. Was für eine Gemeinschaft! Alte Zeitschriften und die für Kinder, die noch nicht lesen konnten! Robert war noch zu klein für die Schule. Lydia, meine Cousine, die bei uns wohnte, weil ihre Eltern bei der Zwangsarbeit waren, und ich hatte gerade mal das russische Alphabet in der Schule gelernt. Vom Lesen über Politik, Errungenschaften des Landes und den Wiederaufbau nach dem Krieg konnte noch längst keine Rede sein.

Trotzdem kann ich mich bis heute sehr gut an dieses Heft erinnern: Alle Bilder waren schwarz-weiß, nur die Umschlagseiten farbig. Besonders die Rückseite ist in meinem Gedächtnis geblieben: Im Hintergrund graste auf einer schönen grünen Wiese eine Kuhherde, über der Herde strahlte der klare blaue Himmel mit ein paar Federwolken. Und im Vordergrund ein Waffelbecher mit Eis in Naturgröße und Farbe.

Wir kannten jedoch kein Eis, schon gar nicht im Waffelbecher, und so mussten uns die Älteren erklären, was das ist. Wir mussten noch sehr lange warten und träumen, bis wir diese Nascherei probieren konnten...

Kommandant Iwan Skoworodko

Nach dem Umzug in die eigene Lehmhütte ging mein älterer Bruder Siegfried bei Onkel Gottfried zur Schule, da in Pruggerhof die Schule kriegsbedingt von sieben auf fünf Klassen reduziert

worden war. Somit waren wir nun nur noch zu dritt in unserer Hütte.

Eines Tages bestellte der Hauptkommandant meine Mutter zu sich und teilte ihr mit, dass bei uns ein weiterer Kommandant einziehen würde. Dabei gab es schon zwei im Dorf. Einige Tage später kam der Kommandant mit seiner Frau Alexandra zu uns. Der Mann war schlank und ziemlich groß, dunkelhaarig und hieß Iwan Skoworodko. Er war der Rangniedrigste der drei Kommandanten des Dorfes.

Am Anfang war alles ruhig und friedlich, denn der Kommandant war oft abwesend. Keiner von uns ahnte, was zu seinen Aufgaben gehörte, und hätte es wohl auch niemals erfahren, wenn uns nicht eines Tages die Tante meines Vaters, Lisa, besucht hätte. Sie wollte sich verabschieden bevor sie zu ihrem Sohn nach Tscheljabinsk abreiste. Dieser war dort im Zwangsarbeitslager und hatte für seine Mutter eine Einladung beantragt. Nun war es endlich so weit, Tante Lisa durfte zu ihrem Sohn ziehen.



1951: Familienfoto mit Rosalina Müller (links)



1956: Die Familie Ilg vor dem Umzug aus Kasachstan in den Kaukasus.

Sie durfte jedoch nicht allein zu ihrem Sohn fahren, sondern nur in Begleitung des zuständigen Kommandanten Skoworodko.

Wenn der Kommandant nicht auf einer seiner „Dienstreisen“ war, kam er immer öfter betrunken nach Hause. Dann wurde er laut und aggressiv. Nach etwa einem halben Jahr verschlechterte sich die sehr unangenehme Situation weiter. In einer hellen Vollmondnacht im Sommer 1952 kam er wieder besoffen an. Seine Frau hielt sich in ihrem Zimmer auf, bis er brüllend und schreiend herein stolperte. Sie floh sofort durch das Fenster in den Garten. Der Kommandant nahm die brennende Petroleumlampe vom Tisch, leuchtete in alle Ecken, fand jedoch nichts. Daraufhin wurde er noch wütender und aggressiver. Dann zog er seine Pistole, fuchtelte mit ihr herum, rannte auf die Straße und feuerte einige Schüsse ab.

Diesem Mann hatte der Staat die Deutschen anvertraut, um sie zu bewachen und zu „beschützen“...



Oskar Aul: Russlanddeutsche Frauen in der Trudarmee.

Das tragische Schicksal der Deutschen in der Sowjetunion – geprägt von Deportationen, Zwangsarbeit und Verbannung – wurde über Jahrzehnte totgeschwiegen. In Zeitungen durfte darüber nicht berichtet werden, bildende Künstler und Literaten durften es nicht darstellen. Erst seit Beginn der 1990er Jahre haben sich vor allem in Deutschland mehrere Künstler dieser Thematik angenommen. Auf dieser und den nächsten Seiten stellen wir einige dieser Künstler mit ihren Werken vor.

Oskar Aul: „Russlanddeutsche Frauen in der Trudarmee“

Oskar Aul (1927-2010) stammte aus Rosenheim, Wolga. Dort verbrachte er seine Kindheit und begeisterte sich für das Malen.

Mit dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges kam er 1941 mit seiner Familie nach Sibirien und anschließend als Heranwachsender in die Arbeitsarmee.

Auch wenn ihm ein Kunststudium verwehrt wurde, bestritt Oskar Aul dennoch seinen Weg als vielseitiger Künst-



Oskar Aul

ler. Öl- oder Aquarellmalerei, Kupferstich oder Grafik – in allen Bereichen überzeugte der Maler mit seinem Können.

Die letzten 23 Jahre vor der Auswanderung nach Deutschland (Pforzheim) war Oskar Aul als Chefkünstler des Rayons tätig, beteiligte sich an Gruppenausstellungen beim Kunstfonds Barnaul und veranstaltete Einzelausstellungen. Seine Bilder hatte Aul in der alten Heimat gelassen, mitgebracht hatte er lediglich Farben, Pinsel und seine Inspirationen.

Die Geschichte der Russlanddeutschen stand zwar nicht unbedingt im Mittelpunkt seines Schaffens, und doch hat Oskar Aul auch auf diesem Gebiet beeindruckende Spuren hinterlassen: mit dem Gemälde „Russlanddeutsche Frauen in der Trudarmee“, das zur Wanderausstellung der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland gehört, und mit Illustrationen zum Buch seines Bruders Viktor Aul, „Das Manifest der Zarin“. Die zwölf schwarz-weißen Bilder dokumentieren die Atmosphäre der Auswanderung der deutschen Siedler nach Russland vor 250 Jahren.

Karl Betz: „Die Wolgadeutschen – ein Schicksalsweg“

Die Bilder der Deportation und Zwangsarbeit haben bei Karl Betz (geb. 1924) ewige Spuren auf der Seele hinterlassen. Er hat sie mehrfach auf Leinwand und in Holz festgehalten, etwa in den Werken „Deportation“, „Die Mutter in Sibirien“, „Frauen im Wasser“, „Der 28. August“, „Die schreiende Mutter“ oder „Das Brot“.

In der ASSR der Wolgadeutschen geboren, kam er 1941 im Zuge der Deportation nach Sibirien. Bevor er 1967 mit seiner Familie nach Kirgisien zog, war er unter anderem Holzfäller, Traktorist und Filzstiefelwalker. Als handwerklich vielseitig begabter Mensch kam Karl Betz schließlich zu einem Beruf, für den er ein ausgesprochenes Talent hatte: Er restaurierte und stimmte Klaviere.

Anfang 1979 wanderte er mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland aus, wo er Arbeit als Klavierstimmer an Musikschulen und -hochschulen in Köln und Bonn fand. Seit seiner Pensionierung widmet er sich verstärkt sei-



Karl Betz

ner langjährigen Leidenschaft, der Malerei und Holzschnitzerei.

Bereits in Kirgisien hatte sich Karl Betz in seiner Freizeit mit Porträtkunst beschäftigt; aus Wurzelholz schnitzte er unter anderem Köpfe bedeutender Persönlichkeiten.

In Deutschland konnte er auch die Leidensgeschichte der Wolgadeutschen



Karl Betz: Zwangsarbeit.

in dem Zyklus aus Holzplastiken, „Die Wolgadeutschen – ein Schicksalsweg“, künstlerisch umsetzen. Die Skulpturen zur Tragödie der Wolgadeutschen ergänzte er durch Bilder.

Helmut Frelke: Mit der Kunst den Betrachter wachrütteln



Helmut Frelke

Die Kunst soll den Betrachter wachrütteln, davon ist der Berliner Künstler Helmut Frelke (geb. 1951) überzeugt.

Das will er auch mit seiner 20 Ölbilder umfassenden Bilderserie „Russlanddeutsche. Ausgang“ erreichen. Im Mittelpunkt stehen die größten Traumata der Deutschen in der Sowjetunion: Deportationen, Zwangsarbeit und Verfolgungen im 20. Jahrhundert. Auch Helmut Frelkes Familie war davon betroffen: Seine Eltern wurden 1941 in die Nähe von Taldy-Kurgan in Kasachstan deportiert.

Frelke studierte Malerei in St. Petersburg und war Bühnengestalter am Dramatischen Staatstheater, ehe er 1989 nach Deutschland auswanderte, wo er bis 1993 seinem Beruf am Staatstheater Braunschweig nachgehen konnte.

Die Bandbreite seiner Kunst reicht von Holzmalerie auf Edelhölzfurnieren über Öl-, Keramik- und Wandmalerei bis hin zu Design und Restaurierungen.

In seiner Serie zur russlanddeutschen Geschichte bediente sich Frelke der Sti-

listik der Theatermalerei. Die Bilder erscheinen wie monumentale Bühnenleinwände, die ergreifende Geschichten einer Volksgruppe erzählen, die von Zaren gerufen, dann aber von den Sowjets entrechtet wurde. Aus einzelnen Einblicken in die bewegende Geschichte der Russlanddeutschen entsteht ein gewaltiges Panorama eines geschlossenen Kreises – der Auswanderung und der Heimkehr in das Land der Vorfahren. Dazwischen lagen gute und schlechte Zeiten.



Rosa Pflug
geb. 1919 im
Gebiet Saratow/
Wolga, 1941
deportiert nach
Kasachstan, lebt
seit 1994 in Ber-
lin; Dichterin

Schwarz waren die Zeiten

Schwarz waren die Tage,
schwarz waren die Nächte.
Wir blickten zu Boden
und schwiegen beklommen.

Wohin lief der Zug?
Wohin eilten wir?
Und wo sind wir angekommen?

Man sang immer wieder
die nassforschenden Lieder,
und viele Menschen
verschwanden im Nu.

Wir ahnten das Böse
und blickten zu Boden
und schwiegen uns aus dazu...

Schwarz waren die Zeiten
und dornig die Wege –
es hat sich
verfehlt unser Zug.

Und wenn wir trotz allem
auch heute noch leben,
so warn wir nicht ehrlich genug...



Helmut Frelke: Bilder zur Deportation der Deutschen in der Sowjetunion.

Johannes Gräfenstein: Kein Grab, kein Kreuz erinnert an die elendig Verstorbenen

In Zürich, Wolgagebiet, geboren, wurde Johannes Gräfenstein (1923-2004) im Herbst 1941 nach Sibirien deportiert und 1942 in die Trudarmee mobilisiert, wo er in der Kohlengrube schuftete.



Johannes Gräfenstein

Nach dem Krieg absolvierte er ein Kunstfernstudium in Moskau und arbeitete anschließend als Plakatsmaler, Designer, Zeichenlehrer und Maler im Kunstatelier.

1979 kam Johannes Gräfenstein nach Deutschland, wo er sich eingehend mit der Geschichte der Russlanddeutschen auseinander setzen konnte. Dabei sind Bilder und Zeichnungen entstanden, in denen er seine persönlichen Erfahrungen und die seiner Landsleute in den Kriegs- und Nachkriegsjahren künstlerisch verarbeitete.

Gräfensteins Ölbilder „Weihnachten 1942 in Sibirien“ und „Frühstück in der Baracke 1942“ ebenso wie die Kohlezeichnungen „Bestattung der Namenlosen“ und „Vaters Grab“ erzählen die Geschichte fast jeder russlanddeutschen Familie. Es sind Einblicke in den Alltag der Trudarmisten hinter Stacheldraht,



Johannes Gräfenstein: Die Heimatlosen.

in einer Baracke oder einer Erdhütte irgendwo im Norden Russlands oder in der Taiga Sibiriens. Viele sind bereits wegen Schwerstarbeit, Unterernährung und Erschöpfung gestorben – der Tod ist alltäglich geworden.

Die Verhungerten aus dem Arbeitslager werden nackt auf Schlitten in die Taiga gefahren – die Kleidung war damals wichtiger als der Mensch. Es gibt kein Gebet, keine Tränen mehr, keinen Abschied, kein Grab, kein Kreuz.

Isolde Hartwahn: Hoffnung, neben Leid, Schmerz, Sehnsucht, Hunger und Hass

Isolde Hartwahn (geb. 1907 in Welikij Ustjug, Russland) war eine Künstlerin einer Generation, die Deportation, Hunger, Verfolgung, Diskriminierung, Unfreiheit und geistige Knebelung unter der kommunistischen Herrschaft hautnah erleben musste.



Isolde Hartwahn (Selbstbildnis)

In ihrer Kunst hat sie das eigene Schicksal festgehalten und ihre Zeit dokumentiert. Viele Werke verkörpern die Tragödie der Deutschen in der Sowjetunion mit Zwangsumsiedlungen

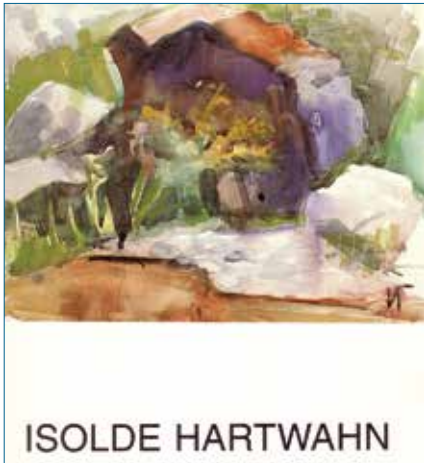
sowie Entbehrungen der Vertreibung und des Lebens im Lager.

Beim Thema „Vertreibung“ stellt sie Schwarz als Farbe der Nacht, des Schreckens und des Todes der Farbe Weiß als Symbol der Unschuld und des Zusammenfindens gegenüber. Aus dieser Spannung entsteht letztendlich die Wahrnehmung der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Vor dem Krieg arbeitete Isolde Hartwahn als Textildesignerin in der bekannten Moskauer Trjochgornaja Ma-

nufaktura. Die Deportation führte sie 1941 nach Kasachstan; in einem Lager musste sie bei Grubenarbeiten oder beim Gleisbau schuften. Ihre Schwester und ihre Mutter starben den Hungertod.

Bevor sie 1990 nach Saarbrücken ausiedelte, lebte und arbeitete sie als Textildesignerin in Taschkent, Usbekistan. In Deutschland hatte Isolde Hartwahn zahlreiche Ausstellungen. Die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland präsentierte ihre Kunst im November 1991; anschließend veröffentlichte die Landsmannschaft einen Katalog zu ihrem Schaffen – „Isolde Hartwahn. Arbeiten von 1937-1990“.



Der von der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland herausgegebene Katalog mit Bildern der Künstlerin.



Isolde Hartwahn: Russlanddeutsche Frauen in der Verbannung.

Kurt Hein: Bilder, die Geschichten aus der Kommandanturzeit erzählen

Der Künstler und Autor Kurt Hein (1935-2016) kam in Jagodnoje, Wolgagebiet, zur Welt. Als Kind wurde er 1941 mit seinen Eltern nach Kasachstan deportiert, drei Jahre später landete die Familie in der Altairegion.

Kurt Hein malte und zeichnete von klein auf: in der von Not geprägten Kriegs- und Nachkriegszeit auf Quittungen, in alten Büchern für Buchhaltung oder auf Birkenrinde.

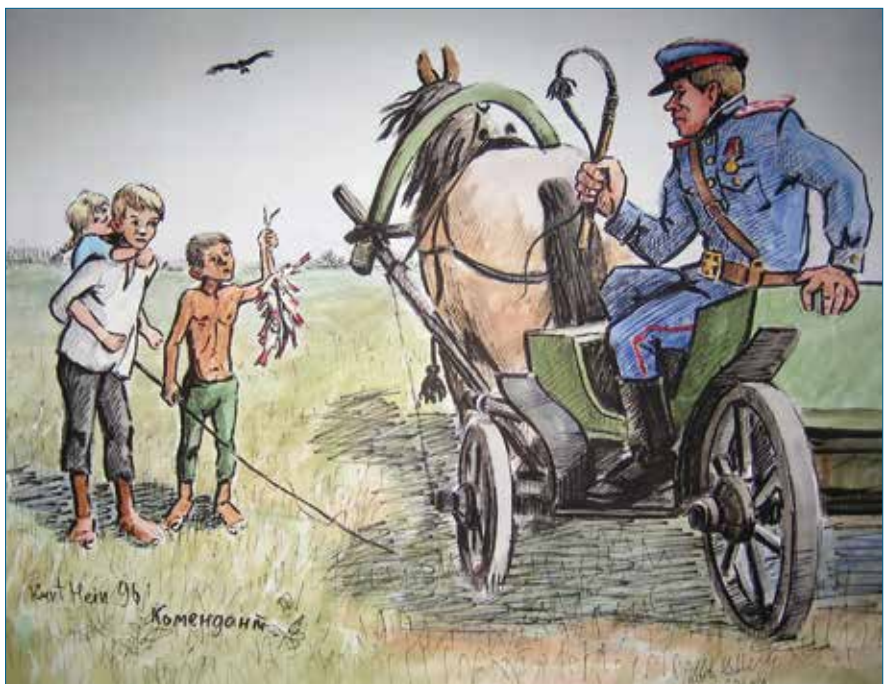


Kurt Hein

Als Jugendlicher in dem deutschen Dorf Podsosnowo in der Kulundasteppe musste er die Strapazen der Nachkriegszeit miterleben.

Seinen Kindheitstraum, Maler zu werden, konnte er sich erst in den 1970er Jahren durch ein Kunststudium in Omsk erfüllen. Anschließend arbeitete er lange Jahre als Kunstlehrer in Podsosnowo.

Seit 1992 lebte Kurt Hein in Bad Wünnenberg, Nordrhein-Westfalen, und wirkte als Lehrer für bildende Kunst an einer Jugendkunstschule bei Paderborn. Außerdem betätigte er sich als



Kurt Hein: Kommandant.

Kunstmaler, Buchillustrator und Holzschnitzer.

In seinen Bildern und Zeichnungen, aber auch in seinen humorvollen Erzählungen versuchte er immer wieder, seine Erfahrungen und Erlebnisse aus der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie

andere Ereignisse der russlanddeutschen Geschichte künstlerisch zu verarbeiten. So erzählen beispielsweise die Motive „Kommandant“ oder „Ährchen“ Geschichten, die vielen Deutschen aus Russland seiner Generation unter die Haut gehen.

Günther Hummel: „Das Schicksal meiner Landsleute liegt mir in den Knochen...“

Günther Hummel (geb. 1927) stammt aus Helenendorf, Südkaukasus. Im Zuge der Deportation 1941 wurde seine Familie in das Gebiet Akmolinsk, Kasachstan, gebracht.

1942 folgte die Arbeitsarmee in den Kohlengruben von Karaganda. Die Jahre 1942 bis 1944 waren die schlimmste Zeit seines Lebens. Beinahe wäre er den Hungertod gestorben, als ihm die Brotkarten gestohlen wurden.

Kraft zum Überleben gab ihm immer wieder seine leidenschaftliche Liebe zur Kunst. Nach zwölf Stunden Knochen-



Günther Hummel

Leiter eines Laienorchesters waren seine nächsten Stationen.

Bereits in der Sowjetunion entwickelte sich Hummel zu einem Bildhauer und Maler von hohem Bekanntheitsgrad. Seit 1991 lebt er in Bad Krozingen. Von hier aus war er mehrfach bei Kunstausstellungen vertreten.

In zahlreichen Werken hat er auch die 200-jährige Geschichte seiner schwäbischen Vorfahren künstlerisch aufgearbeitet. „Das Schicksal meiner Landsleute liegt mir in den Knochen, ich arbeite lebenslang an diesem Thema“, sagt Hummel.



Günther Hummel: Frau in einer Steinschlepperbrigade der Trudarmee.

arbeit unter Tage zeichnete Günther Hummel seine Kumpels und modellierte Figuren aus Lehm, bis die Lagerleitung auf das junge Talent aufmerksam wurde. Maler im Lagerklub und

Seine Skulpturen aus Bronze, Holz oder Stein bewegen ebenso wie zahlreiche Zeichnungen und Ölbilder zur russlanddeutschen Geschichte durch stille Kraft und innere Spannung, verkörpern Innenwelten und Gefühle, und sie erzählen Geschichten. Als Chronist schlägt er einen Bogen vom Aufbruch der Vorfahren mit Ulmer Schachteln über die Gründungsjahre der Kolonie Helenendorf, den Stalinterror der Jahre 1937/38, Deportation, Trudarmee und Zwangsarbeit bis zur Heimkehr im Aufnahmefriedland.



Robert Weber

geb. 1938
im Gebiet
Moskau,
gest. 2009
in Augsburg;
Dichter, Übersetzer,
Publizist

An mein Volk

Du ähnelst
einer wilden Rose.
Ja, du bist auch
so still und schön,
scheu und verletzbar.
Nur eins
unterscheidet dich von ihr.
Deine Stacheln
richten sich nach innen.
Du steckst Beleidigungen ein
und verwundest dich selbst.

Der letzte Auswanderer

Still ist das Dorf.
Bald hier, bald dort -
eine Beere blitzt
in den Sträuchern.
Eine einsame Krähe sitzt
auf einer verschneiten Vogelscheuche.
Sie hat keine Angst
vor dem alten Mann
(er hockt still
auf der leeren Bank
vor dem Haus),
weil er nichts mehr kann,
weil er nichts mehr will,
weil er weiß:
Sein Dorf
wandert aus...



Viktor Schnittke

geb. 1937
in Engels/Wolga,
gest. 1994
in Regensburg;
Dichter, Erzähler,
Übersetzer

Pflüge ziehen
über die Gräber.
Die Toten liegen tiefer.
Die Gemeinde von einst – vertrieben.
Die Vorfäter bleiben da....
Ihre Dörfer schweben
im Nebel der Vergangenheit.
Ihre Herden weiden
unter dem Horizont.
Die Glocken ihrer Kirchen
liegen in der Erde.
Was hält den verstreuten
Volksstamm zusammen?
Das Bewusstsein eines vor
Jahrhunderten

begangenen Irrtums?
Die Träume der Väter?

Viktor Hurr: Heimatverlust, Deportation und Zwangsarbeit im Mittelpunkt

Kein anderer russlanddeutscher Künstler hat sich in den letzten Jahren so eingehend mit der Geschichte der Volksgruppe und ihrem Trauma des Kriegsfolgeschicksals beschäftigt wie der Kunstmaler Viktor Hurr (geb. 1949), der seit einigen Jahren in Meersburg, Baden-Württemberg, zu Hause ist.

Er ist Nachfahre einer schwäbischen Winzerfamilie, die sich 1817 auf den Weg in den Südkaukasus machte.

In Nowo Moskovsk bei Moskau (dort war sein Vater Zwangsarbeiter in einer



Viktor Hurr

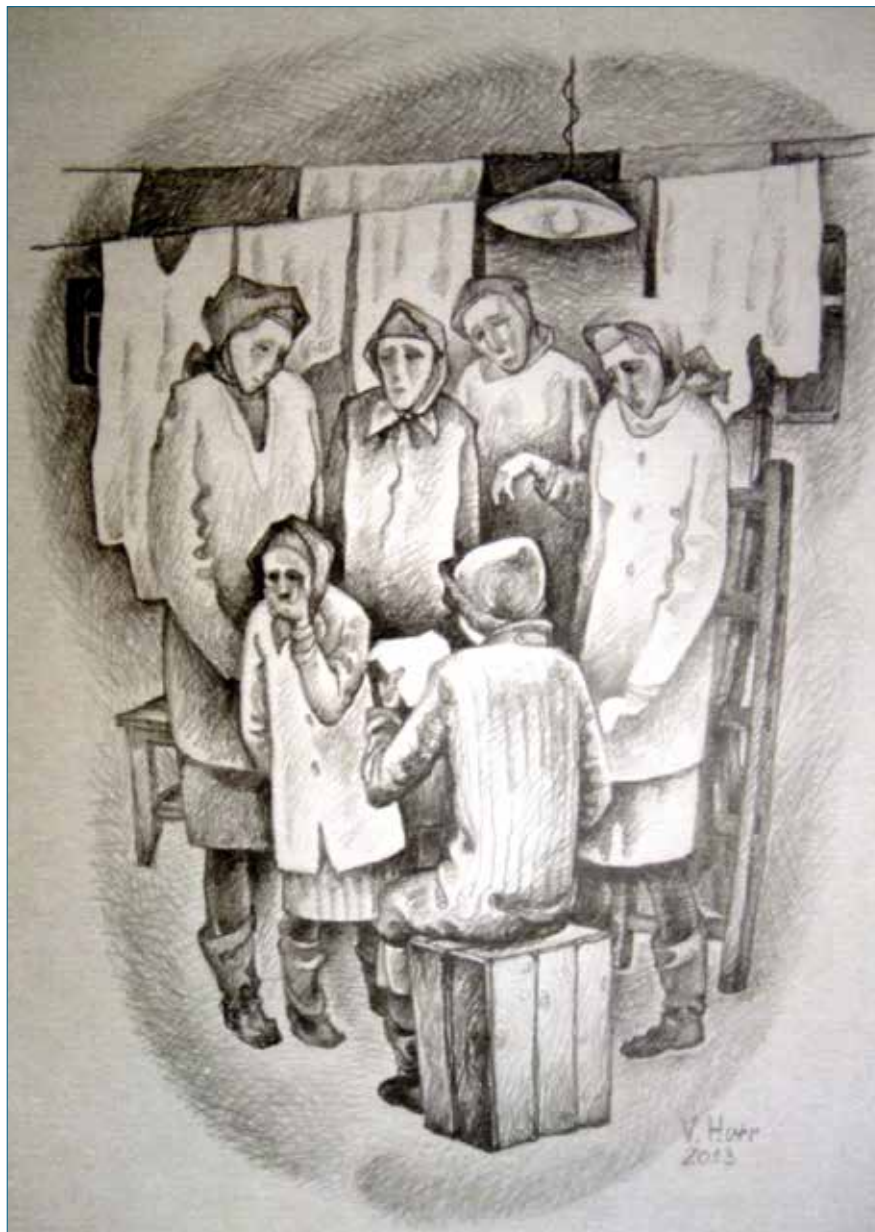
Kohlengrube) geboren, studierte Hurr Kunst (Grafik, Aquarellmalerei und Bildhauerei) in Moskau und Taschkent, Usbekistan.

1994 kam er mit Familie nach Deutschland, wo er die ersten Jahre in Osnabrück lebte und wirkte. In Deutschland setzte sich Viktor Hurr intensiv mit der Auswanderungsgeschichte seiner Vorfahren aus-

einander. So entstand 1995 bis 1997 der Bilderzyklus „Vom langen Weg zurück – Helenendorf, verlorene Vergangenheit, die mit uns bleibt“. In 25 Bildern (Öl/Leinwand) zeigt er Stationen der schwäbischen Geschichte im Südkaukasus über zwei Jahrhunderte hinweg.

Sein umfangreicher graphischer Zyklus mit 72 Zeichnungen unter dem Motto „Der Weg zum Paradies, der in der Hölle endet“, den Hurr 2014 abgeschlossen hat, umfasst die gesamte 250 Jahre lange russlanddeutsche Geschichte in ihrer ganzen Breite – mit allen Höhen und Tiefen.

Mit der gleichen Thematik hat sich Viktor Hurr auch in der 2014 vollendeten Ölbilderreihe „Vergangenheit, die die Zukunft prägt“ auf 31 Bildern beschäftigt.



Viktor Hurr: Brief aus dem Arbeitslager.



Waldemar Weber

geb. 1944 im Gebiet Kemerowo, lebt in Augsburg, Dichter, Übersetzer, Verleger

Gräber der Väter

Eine ganze Generation
aufgewachsen

ohne Gräber der Väter

Ein anderes Lebensgefühl
schwebendes Entwurzeltsein

Trauern

beim Anblick der Wolken
die zu den Toten fliegen

VIEL zusammen geschwiegen
Viel Schweigen zusammengespart
Für Kinder reicht es und Kindeskindern
Wohin damit
Wie es in Stille verwandeln
die von allen zu hören ist

DU fragst
wie es war
Ein Volkslauf
mit Hürden aus Stacheldraht
ohne Ziel
ohne Lust zu überholen
ohne die Möglichkeit aufzugeben

Andreas Prediger: Mit der Kunst „auf die Pauke hauen“



Andreas Prediger

Die russland-deutsche Leidensgeschichte hat einen festen Platz im Schaffen von Andreas Prediger (geb. 1926). Hungersnot, Tod nahestehender Menschen, Zwangsarbeit und Erniedrigungen – das alles hat der deportierte Wolgadeutsche selbst miterlebt; fast zehn Jahre war er Zwangsarbeiter in einer Kohlengrube bei Kemerowo.

Nach einer Ausbildung zum Kunstlehrer unterrichtete er Kunst und arbeitete als Dekorateur in Prokopjewsk bei Kemerowo. 1992 beteiligte er sich mit neun weiteren deutschen Künstlern aus der ehem. Sowjetunion an der Gruppenausstellung „Deutsche Künstler aus Russland“, die mit 80 Arbeiten gezeigt wurde.

Seit 1993 lebt Andreas Prediger im bayerischen Bad Reichenhall und hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit seiner



Andreas Prediger: Laut Erlass vom 28. August 1941...

realistisch-plakativen Kunst das Schicksal der Volksgruppe ins Bewusstsein seiner Landsleute und der einheimischen Nachbarn zu rufen. In seinen Bildern verarbeitet er Erlebnisse wie Hungersnot, Verfolgung, Verbannung, Tod, Entbehrungen und Erniedrigungen. Er

nutzt jede Gelegenheit, um mit seiner Kunst „auf die Pauke zu hauen“ und angesichts des Leids der Deutschen aus der UdSSR „Betroffenheit zu erzeugen“.

2000 wurde ihm die Ehrengabe des Russlanddeutschen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg verliehen.

Alexander Wormsbecher: Das Unrecht der Deportation beschäftigte ihn bis zuletzt

Der Lehrer, Heimatforscher und Hobbymaler Alexander Wormsbecher (1914-2007) hatte schon in Russland Erfolg; seine Bilder waren in ganz Sibirien und bis nach Moskau zu sehen.

Zahlreiche Werke in realistischer Manier sind in Russland und Deutschland, wo er in Warsingsfehn, Niedersachsen, zu Hause war, entstanden.

Die Erlebnisse der Kriegszeit und der Leidensweg der Deutschen in der Sowjetunion hatten in seinem künstlerischen Schaffen einen besonderen Platz. Das Unrecht, das den Russlanddeutschen durch die Deportation widerfahren war, beschäftigte den in Marxstadt geborenen Wolgadeutschen bis zuletzt. Die Deportation verschlug ihn nach Alexandrowka, Gebiet Omsk, kurz darauf musste er vier Jahre als Holzfäller im Iwdellag Zwangsarbeit leisten.

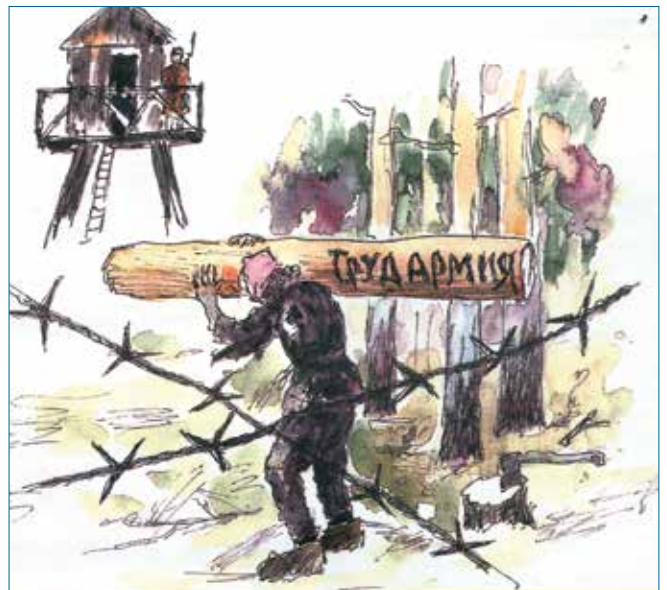
Nach dem Krieg arbeitete er lange Jahre als Kunstlehrer. Erst nach 1985 malte Wormsbecher sein Triptychon zur Geschichte der Russlanddeutschen, das er 1990 ausstellte. Der erste Teil stellt die



Alexander Wormsbecher

Auswanderung der Deutschen an die Wolga dar, das zentrale Bild „Wir im Jahr 1941“ zeigt die Deportation der Wolgadeutschen, und das dritte Motiv beschäftigt sich mit der Frage „Gehen oder Bleiben?“.

In seiner farbigen Collage „Der Leidensweg der Wolgadeutschen“ schilderte Alexander Wormsbecher in zehn



Alexander Wormsbecher: In der Trudarmee.

aussagekräftigen Zeichnungen zehn Stationen der Geschichte der Russlanddeutschen zwischen 1764 und den 1990er Jahren.

Nikolaus Rode: Kunst zwischen Heimatfindung und Menschenwürde

Die stalinistischen Deportationen, Flucht und Vertreibung sind ein fester Bestandteil des Schaffens von Nikolaus Rode (geb. 1940). Ein beträchtlicher Teil seiner Kunst hält in beeindruckender und bewegender Weise die Leidensgeschichte der Russlanddeutschen im 20. Jahrhundert fest, deren Zeitzeuge er selbst ist.



Nikolaus Rode

Es ist Kunst zwischen Heimatfindung und Menschenwürde. Dabei lässt er immer wieder seine eigenen traumatischen Kindheitserlebnisse einfließen. Die deutsche Kolonie Eigentäl im Schwarzmeergebiet, der Warthegau im besetzten Polen und ab 1945 Sibirien waren die Stationen seiner Kindheit.

Nach dem Krieg studierte Rode Bühnenbild in Taschkent und Grafikdesign in Moskau. Bis zur Ausreise nach Deutschland 1980 war er Bühnenbildner am Städtischen Theater Omsk und Grafikdesigner im Kunstfonds Omsk.

In Deutschland arbeitete er bis 2004 als Theatermaler bei den Städtischen Bühnen Krefeld-Mönchengladbach. Er illustrierte Bücher, gestaltete Plakate und Kataloge, beschäftigte sich mit Innen- und Außenarchitektur, stellte mehrfach im In- und Ausland aus.

Die Titel seiner Arbeiten sprechen für sich: „Der sanfte Weg Sibiriens“, „Hab ich als Russlanddeutscher nur zwei Fremdsprachen“, „Verlorene Kindheit in Sibirien“, „Verbrannte Hände, erfrorene Hoffnung“, „Verschaukelt“, „Einmal Opfer, immer Opfer“, „Menschenschatten von Deutschen aus Russland. Sibirien“ oder „Kollektive Vertreibung“.

2006 erhielt Nikolaus Rode den Hauptpreis des Russlanddeutschen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg.

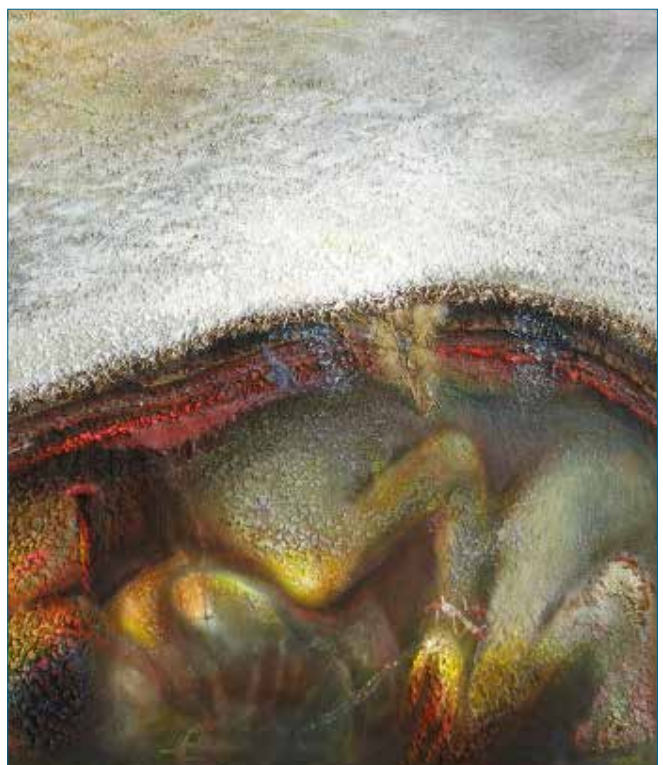
Waldemar Weber

HOFFNUNG

Ein Echo von Schüssen
irgendwo dort
in einem Gefängnishof
am andern Ufer
hinter den Bergen
jenseits des Meeres
irgendwo dort
Womöglich hat man uns vergessen
ist vorbeigelaufen
war in Eile



Nikolaus Rode: Verlorene Kindheit in Sibirien.



Nikolaus Rode: Die nackte Wahrheit Sibirien.

Jakob Wedel: „Um dem Tod zu entrinnen, haben wir Kräuterwurzeln aus dem Schnee gegraben.“

Mit 57 Jahren kam Jakob Wedel (1931-2014) nach Deutschland und brachte ca. 200 Kunstwerke aus dem Herkunftsland mit.

Im deutschen Dorf Nikolaipol, Kirgisien, geboren, gehörten neben Musik auch Holzschnitzen und Malen zu seinen Passionen.

Schon die 1930er Jahre forderten seiner Familie zahlreiche Opfer ab. 1942 wurde die Familie dann nach Bergtal, Kirgisien, deportiert. Die Mutter musste zur Zwangsarbeit und fünf Kinder im Alter von vier bis 14 Jahren zurücklassen.

„Es ist ein Wunder, dass wir am Leben geblieben sind. Um dem Tod zu entrinnen, haben wir im Winter Kräuterwurzeln aus dem Schnee gegraben“, erinnerte sich der Künstler.

Nach dem Krieg studierte Jakob Wedel Skulptur und angewandte Kunst, unterrichtete an einer Kunstschule und leitete das zentrale Labor für Volkskunst in Kirgisien.

Auch in Deutschland konnte er sich sein Leben ohne Kunst nicht vorstellen. Jahre intensiver Arbeit mit Holz, Gips und auf Leinwand sowie zahlreiche Aus-



Jakob Wedel

stellungen machten Wedel auch hier zu Lande bekannt. Etwa 20 seiner Werke wurde in Bronze gegossen und stehen in Kurorten, Rathäusern, auf öffentlichen Plätzen und in Parks.

2006 bekam er für sein künstlerisches Lebenswerk – etwa achthundert Werke, die er in Jahrzehnten vor und nach der Aussiedlung geschaffen hatte – die Ehrengabe des Russlanddeutschen Kultur-

preises des Landes Baden-Württemberg verliehen.

In Deutschland arbeitete Jakob Wedel verstärkt die russlanddeutsche Geschichte auf und stellte sie dar. Seine Werke sind ein wesentlicher Bestandteil des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold, Nordrhein-Westfalen.

Im Mittelpunkt stehen die Plastiken „O Gott, erbarme dich“, „Verzweiflung“, „Aus letzter Kraft“, „Die Brettsäger“, die Skulpturengruppe „Die Verbannung der deutschen Frauen und Mädchen“ mit 20 Figuren sowie die Darstellung der berühmten „Troika“.



Jakob Wedel: Aus letzter Kraft.

Viktor Schnittke

November 1942

Ich sah meine Mutter Bäume fallen
in kargem, waldarmem
Steppengebiet.
Die kahlen Wipfel erbebten im hellen
Himmelblau bis ins feinste Glied
und sausten hernieder.
Die Sägen nagten
sich emsig in neue Stämme hinein.
Die sägenden Frauen weinten,
doch zagten
sie nicht. Denn sie wussten:
Es musste sein.
Waisen- und Krankenhäuser,
Betriebe
brauchten Brennholz.
Gegen den Krieg
halfen nur Arbeit,
Opfer und Liebe,
die vom eigenen Kummer schwieg.

Viktor Krieger

Eine Bilanz des Schreckens

Zur Erinnerung an den Deportationserlass vom 28. August 1941 wurde der 28. August zum Gedenktag der Deutschen aus Russland. Man kann es jedoch nicht oft genug betonen, dass die Verfolgungen, denen die Deutschen in der UdSSR ausgesetzt waren, sich nicht allein auf dieses Datum beziehen. Sie haben vielmehr bereits wesentlich früher begonnen und dauerten noch Jahre danach an. Dr. Viktor Krieger zieht in seinem Artikel „Chronologie der antideutschen Maßnahmen in Russland bzw. der UdSSR“ eine Bilanz des Schreckens auch jenseits des 28. Augusts 1941. Wir zitieren einige Passagen aus dem 2007 in „Volk auf dem Weg“ erschienenen Beitrag:

1914-1918: Insgesamt erleben im I. Weltkrieg etwa 200.000 russische Staatsbürger deutscher Herkunft Zwangsverschickung. Wie viele die Strapazen der Aussiedlung,

die lange Fahrt in den überfüllten Zügen und die Entbehrungen in den Bestimmungsorten nicht überlebt haben, lässt sich nicht einmal annähernd feststellen. *Auf jeden Fall handelt es sich um Tausende Menschenleben.*

1918-1922: Die Zahl der Hunger- und Bürgerkriegsopfer allein unter den Wolgadeutschen – innerhalb und außerhalb des Autonomen Gebiets, die Hungerflüchtlinge mit eingerechnet – wird auf 108.000 geschätzt. Für das Schwarzmeergebiet ist von 50.000 bis 60.000 Toten auszugehen. *Unter Einbeziehung anderer Siedlungsräume in Sibirien, Zentralasien und Zentralrussland sind für diese Jahre mindestens 180.000-200.000 Opfer unter der russlanddeutschen Minderheit zu beklagen.*

1924: Eine weitere Hungersnot in der Wolgarepublik von weit geringerem

Ausmaß als zwei Jahre davor fordert etwa *5.000 Menschenleben.*

1928-1932: Übergang zur Zwangskollektivierung der selbständigen Bauernwirtschaften, einhergehend mit der restlosen Enteignung der wohlhabenden Bauern („Kulaken“) und ihrer Verbannung nach Kasachstan und in den Hohen Norden. Die Kulakendeportationen betreffen bis zu diesem Zeitpunkt etwa 50.000 Deutsche. *Mehrere tausend werden von der GPU (Geheimpolizei) verhaftet und abgeurteilt. Die Strafen reichen von dreijähriger Haft bis zum Erschießen.*

1932-1933: Hungerkatastrophe an der Wolga, in Kasachstan und in der Ukraine – Folge der überstürzten und unfreiwilligen Kollektivierung. *Insgesamt sterben nicht weniger als 100.000 Russlanddeutsche an den Folgen der stalinischen „Umgestaltung der Landwirtschaft“.*

1937-1938: Die sowjetische politische Strafjustiz verurteilt in diesen zwei Jahren 1.345.000 Personen, von denen 681.692 erschossen werden. Nach den Opferlisten und der Schätzung der russischen Menschenrechtsorganisation „Memorial“ *kostet der „Große Terror“ etwa 55.000 Deutschen das Leben; weitere 20.000 landen im Straflager (GULag).*

1942: Durch geheime Beschlüsse des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR vom 10. Januar, 14. Februar und 7. Oktober werden im Laufe des Krieges ca. 350.000 russlanddeutsche Jugendliche, Frauen und Männer zur Zwangsarbeit mobilisiert. *Dabei sind etwa 60.000 bis 70.000 Lageropfer zu beklagen.*

1941-1945: *In den Sondersiedlungsorten in Sibirien und Kasachstan sterben aufgrund miserabler Unterbringungsbedingungen und fehlender Lebensmittel etwa 70.000 bis 80.000 deportierte Russlanddeutsche.*

1941-1948: Tausende und Abertausende – *man kann von nicht weniger als 15.000 bis 20.000 Fällen ausgehen* – sterben in den Nachkriegsjahren in der Verbannung vorzeitig, vor allem wegen der Hungersnot 1946-47.

Im Schicksal der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion spiegelt sich, wie in keinem anderen Volk, der erste Zivilisationsbruch der europäischen Geschichte wider, der mit der Machtergreifung der Bolschewiki eingeleitet wird und mit dem untrennbar das Wort „GULag“ verbunden ist:

- wahllose Erschießungen im Bürgerkrieg;
- Lebensmittelrequisitionen, die den millionenfachen Hungertod 1921-22 verursachten;
- restlose Enteignungen der Bauernschaft;
- Deportationen und Zwangsarbeit für mindestens zwei Millionen wohlhabende Bauern (Kulaken);
- durch überstürzte Kollektivierung hervorgerufene Hungersnot 1932-33, die wieder Millionen Menschen das Leben kostete;
- rabiate Kirchen- und Glaubensverfolgungen;
- Massenterror mit hunderttausendfachen Justizmorden und Einweisungen von Millionen ins Straflager;
- Deportationen seit 1935 und verstärkt nach Ausbruch des II. Weltkrieges;
- und und und...

Auf mindestens 20 Millionen Menschen sollte sich die Zahl der Opfer kommunistischer Gewaltherrschaft in der UdSSR belaufen.

Aus unterschiedlichen Gründen mussten die Russlanddeutschen unter diesen und vielen anderen Verbrechen überdurchschnittlich leiden. Nach einer eher konservativen Rechnung sind im Zeitraum 1917-1948 etwa 480.000 deutsche Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer vorzeitig ums Leben gekommen: erschossen, erfroren, verhungert, an Entkräftung und Krankheiten aller Art gestorben. Eine gravierende Zahl für eine Ethnie, die Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lediglich um die 1,35 Millionen Menschen zählte.

**Aus: Dr. Viktor Krieger, Heidelberg,
„Das kollektive Gedächtnis der russlanddeutschen Bundesbürger“
(veröffentlicht in „Volk auf dem Weg“, 10/ und 12/2010)**

Bücherangebot der Landsmannschaft

HEIMATBÜCHER

- 1954, Gesamtübersicht über das Russlanddeutschtum
1955, Geschichte, Kultur, Wolgagebiet
1956, Odessa, Geschichte, Kultur u.a.
1957, Saporoshje, Großliebenthal u.a.
1958, Dnjepropetrowsk, Kronau, Orloff u.a.
1959, Sibirien, Mittelasien, Wolhynien u.a.
1960, Krim, großes Auswanderungsverzeichnis u.a.
1961, Kaukasus, Wirtschaft, Kultur u.a.
1962, Wolhynien, städtisches Deutschtum u.a.
1963, Russlanddeutsche in Übersee
1964, Sibirien, Wolga, Kirchen, Schulen u.a.
1965, Heutige Lage, Schrifttum, Volkstum
1966, Aussiedlung und die Vertreibung
1967/68, Hof und Haus, Kultur

(Preis je Heimatbuch 8,- €)

- 1969-72, Joseph Schnurr,
„Die Kirchen und das religiöse Leben der Russlanddeutschen“,
Katholischer Teil.....23,- €
Evangelischer Teil.....19,- €
1973-81, Hungersnot, Deportation u.a.11,- €
1982-84, mit Karte der ASSR der Wolgadeutschen12,- €

- 1985-89, Geschichte, Literatur, Aktuelles
1990/91, Krieg und Frieden, Rückkehr
1992-94, Deportation, Ausreise, 284 S.
1995/96, Heimat Deutschland, Trudarmee, 336 S.
1997/98, Deportation, Jugenderinnerungen, 340 S.
2000, I. Teil, Geschichte der Volksgruppe, Heimat
2000, II. Teil, Geschichte der Volksgruppe, Heimat
2001/02, 60 Jahre Vertreibung Sonderband „Von der Autonomiegründung zur Verbannung und Entrechtung“,
A. Eisfeld (Herausgeber), 292 S.
2003, Opfer des Terrors, Erinnerungen, Lebensbilder
2004, Repressionen, Deportation, Trudarmee
2005, Kultur, Repressionen, Autonomiebewegung
2006, Geschichte der Volksgruppe, Persönlichkeiten, Kultur
2007/08, Geschichte der Volksgruppe, Kirche, Kultur
2014, Geschichte und Kulturgeschichte, Wiederbelebung

(Preis je Heimatbuch 10,- €)

- K. Stumpp, „Die Auswanderung aus Deutschland
nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862“,
1.020 Seiten,.....98,- €

WEITERE LITERATUR

- V. Aul, „Das Manifest der Zarin“7,- €
Dr. E. Biedlingmaier, „Ahnenbuch von Katharinenfeld
in Georgien, Kaukasus, Chronik der Familien“,
Sonderpreis:60,- €
Bosch/Lingor, „Entstehung, Entwicklung und Auflösung
der deutschen Kolonien am Schwarzen Meer“7,- €
N. Däs, „Alle Spuren sind verweht. Russlanddeutsche
Frauen in der Verbannung“10,- €
N. Däs, „Der Schlittschuhclown“8,- €
N. Däs, „Laßt die Jugend sprechen“5,- €

- N. Däs, „Rußlanddeutsche Pioniere im Urwald“9,- €
N. Däs, „Wölfe und Sonnenblumen.“
„Der Zug in die Freiheit“10,- €
N. Däs, „Emilie, Herrin auf Christiansfeld“9,90 €
N. Däs, „Kochbuch der Deutschen aus Russland“10,- €
„Nelly Däs – Chronistin der Deutschen aus Russland“12,- €
„Die Deutschen im Prikamje. XX. Jahrhundert“,
drei Bände29,- €
F. Dortmann, „Olga von der Wolga“,
Lieder im Volkston12,- €
Peter Dück, „Kasachstan – Faszination des Unbekannten“,
Bildband9,90 €
I. Fleischhauer, „Die Deutschen im Zarenreich“30,- €
H. Gehann, „Schwänke und Scherzlieder“6,- €
O. Geilfuß, „Für alle Kinder“, Kinderlieder.....5,- €
O. Geilfuß, „Klaversonate“6,- €
V. Harsch, „Aus der Lebensbeichte meiner Mutter“4,- €
V. Heinz, „In der Sackgasse“13,- €
W. Hermann, „Das fremde Land in dir“7,- €
E. Imherr, „Verschollene Heimat an der Wolga“10,- €
J. und H. Kampen, „Heimat und Diaspora“,
Geschichte der Landsmannschaft8,- €
R. Keil, „Rußland-Deutsche Autoren, 1964-1990“7,- €
W. Mangold, „Rußlanddeutsche Literatur“7,- €
I. Melcher, „Kurze Prosa“3,- €
G. Orthmann, „Otto Flath, Leben und Werk“5,- €
B. Pinkus, I. Fleischhauer,
„Die Deutschen in der Sowjetunion“30,- €
Rosalia Prozel, „Weißer Tee“5,- €
J. Schnurr, „Aus Küche und Keller“2,- €
M. Schumm, „Sketche und Kurzgeschichten“3,- €
I. Walker, „Fatma“ – eine historische Lebensgeschichte
aus dem Kaukasus.....10,- €
J. Warkentin,
„Geschichte der rußlanddeutschen Literatur“8,- €
D. Weigum, „Damals auf der Krim“6,- €
Liederbuch, „Deutsche Volkslieder aus Russland“10,- €
CD Nr. 1, „Bei uns, ihr Leit, ist Hochzeit heit“10,- €
CD Nr. 2, „Ai, ai, was ist die Welt so schön“10,- €
CD Nr. 3, „Tanz mit mir, Mädchen von der Wolga.
Deutsche Volkslieder aus Russland“10,- €

GEDICHTE

- J. Warkentin, „Rußlanddeutsche Berlin-Sonette“5,- €
W. Mangold, „Rund um das Leben“7,- €
Nelly Wacker, „Es eilen die Tage“7,- €
A. Brettmann, „Stimmen des Herzens“10,- €

Bestellen Sie online: Shop.LmDR.de

Bestellungen bitte an:

Landsmannschaft
der Deutschen aus Russland e.V.
Raitelsbergstr. 49, 70188 Stuttgart
Telefon: 0711-1665922
E-Mail: Shop@LmDR.de